

Abonnements-Bedingungen:

Abonnements-Preis pränumerando: Vierteljährlich 2,50 RM., monatlich 1,10 RM., wöchentlich 28 Pf., frei ins Haus. Einzelne Nummer 5 Pf., Sonntagsnummer mit illustrierter Sonntagsbeilage „Die Neue Welt“ 10 Pf. Postabonnements: 1,10 RM. pro Monat. Eingetragene in die Post-Verzeichnisse. Unter Kreuzband für Deutschland und Österreich-Ungarn 2,50 RM., für das übrige Ausland 4 RM. pro Monat. Postabonnements nehmen an Belgien, Dänemark, Holland, Italien, Jugoslawien, Portugal, Rumänien, Schweden und die Schweiz.

Erscheint täglich.

Vorwärts

Die Interaktions-Gebühr

Beträgt für die festgelegte Kolonietabelle über deren Raum 60 Pf., für politische und gesellschaftliche Verordnungen und Beschlüsse 20 Pf. „Kleine Anzeigen“, das festgedruckte Wort 20 Pf. (auflöflich 2 festgedruckte Worte), jedes weitere Wort 10 Pf. Stellenangebote und Stellenanzeigen das erste Wort 10 Pf., jedes weitere Wort 5 Pf. Worte über 15 Buchstaben zählen für zwei Worte. Anzeigen für die nächste Nummer müssen bis 5 Uhr nachmittags in der Expedition abgegeben werden. Die Expedition ist bis 7 Uhr abends geöffnet.

Telegramm-Adresse: „Sozialdemokrat Berlin“.

Zentralorgan der sozialdemokratischen Partei Deutschlands.

Redaktion: SW. 68, Lindenstraße 69. Fernsprecher: Amt Moritzplatz, Nr. 1983.

Montag, den 17. November 1913.

Expedition: SW. 68, Lindenstraße 69. Fernsprecher: Amt Moritzplatz, Nr. 1984.

„Wir Idealisten!“

Mit politischen Idealen hat es eine seltsame Verwandnis, wenn man sich die großen Parteien daraufhin anschaut.

Die Konservativen sind so ziemlich idealfrei. Soweit sie ihren Mannschaftrats nicht aus den Kreisen der Beamten schöpfen, die für den jeweiligen Willow oder Bethmann die Hand heben, sind es frumme Landjunker aus den gefegneten Gefilden Ostpreußens, die fest in ihren Stiefeln stehen und gesunde Sinnbaden samt einem gesunden Appetit haben: für sie deckt sich der Begriff des Ideals mit einem Roggenkoll von 20 M. auf den Doppelzentner. Was sonst an „idealistischen“ Klappern zum politischen Handwerk gehört, besorgen sie mit der rauschenden Plechmusik der „patriotischen“ Phrasen. Ähnlich ist es bei dem Zentrum. Auch hier der ganz bare und blanke Machtpunkt, den man für die gläubigen Schützen der großen Herde wirkungsvoll mit christlich-katholischen Redensarten garniert. Die Sozialdemokratie aber ist die einzige Partei, bei der sich Ideal und Wirklichkeit deckt. Nicht, daß sie sich das zum besonderen Verdienst anrechnet, sondern es ist lediglich eine in der Weltgeschichte oft bestätigte Regel, daß aufsteigende Klassen ihre Erlösung mit der Erlösung der ganzen Menschheit gleichsetzen — die Erlösung der Arbeiterklasse aber ist die Erlösung der ganzen Menschheit, denn mit den Ketten, die das Proletariat zu Boden ziehen, fällt jede Art von Massenherrschaft und Ausbeutung in sich zusammen. Darum treibt allein die Sozialdemokratie ehrliche Politik, wenn sie das Banner des Idealismus entrollt, denn ihre Ideale laufen ihren Interessen parallel. Der konservative Krautjunker, der auf einem Krügervereinsfest von Vaterlandsliebe und deutschen Brüdern schwafelt, muß gewärtig sein, daß ihm jeden Augenblick zugerufen wird: Fleischnocher! Brotwucher! Steuerhinterziehung! Slawische Landarbeiter! Der Zentrumspöfse, der salbungsvoll den Mühseligen und Beladenen Heil und Segen hienieden und droben verheißt, prüft angstvoll die Gesichter seiner Hörer, ob nicht einer von dem fetten Arbeiterverrat des Zentrums Kunde hat oder um das fatale Wort weiß, daß wer Knecht ist, Knecht bleiben soll. Der Sozialdemokrat aber darf mit leuchtenden Lettern Forderungen, wie Freiheit und Gleichheit, Volksherrschaft und Weltfrieden, an die Wand schreiben, denn jedes dieser Ideale entspricht dem Klasseninteresse der arbeitenden Massen.

Nun gibt es allerdings noch eine vierte große Parteigruppierung, den Liberalismus. Der Liberalismus ist natürlich nur die politische Widerstrahlung des Kapitalismus, zumal auf jener Entwicklungsstufe, da der freie Wettbewerb und das freie Spiel der Kräfte noch geschichtliche Notwendigkeiten und noch nicht durch die gebundenen Industrieunternehmen, wie Kartelle, Trusts und Syndikate, abgelöst waren, aber als Weltanschauung beruht er auf der Macht der Idee. Mit Ideen und Idealen glaubten im Vormärz die Liberalen die Welt umwälzen zu können, und nirgends wurde von Ideen und Idealen mehr Wesens gemacht, als in der Frankfurter Paulskirche des Jahres 1848, dem sogenannten deutschen Revolutionsparlament. Während nun, von den Nationalliberalen ganz zu schweigen, die Fortschrittspartei längst eine Partei der Bankiers und Börseaner geworden ist, längst alle demokratischen Ideale über Bord geworfen hat und mit derselben Kaltblütigkeit die Arbeiter durch Wahlrechtsraub in den Gemeindevertretungen entredtet wie Ausnahmegefege gegen die Polen beschließt und imperialistische Kolonialpolitik betreibt, erstehen immer wieder aus ihren Reihen Propheten, die mit aufgehobenen Händen die Partei beschwören, mehr den Idealen zu leben. Einen Konservativen, der den frommen Ruhnießern der Wucherpolitik Ideale predigte, lachten seine Parteifreunde insallend aus. Ein Sozialdemokrat käme gar nicht auf den Gedanken, und wäre er noch so sehr aufs Reformieren und Revidieren eingestellt, der Partei, deren politische Praxis angewandter Idealismus ist, Ideale erst zu predigen. Aber bei einem Liberalen fällt dieser Gang zur Kapuzinerpredigt gar nicht weiter auf.

Da hat vor kurzem der Theologe Martin Kade einen Vortrag über „Unsere Pflicht zur Politik“ gehalten und als Broschüre erscheinen lassen (Verlag der Christlichen Welt, Marburg), in dem er die Idealisten — er spricht immer von „wir Idealisten“ — anruft zur handgreiflichen Politik. Herr Kade gehört, außer zur fortschrittlichen Volkspartei noch zu jener Gruppe liberaler Akademiker, die sich um die „Christliche Welt“ in Marburg scharen und den Bahnen und Zielen des Professors Walter Schücking zustreben, die das Schlagwort kennzeichnet: „Weniger Bismarck und mehr Schiller!“ Weniger Realpolitik und mehr Idealpolitik also! In diesem Sinne ist auch Kades Schriftchen abgefaßt, aber leider erfährt man daraus nicht recht, was für Idealisten und welche Ideale er im Auge hat. Oder doch? Er sieht in der „moralischen Entrüstung“ einen Hebel politischen Fortschritts und wendet sich an die Warrer zunächst und an die akademische Jugend. Die Studenten tun sich an das Treiben der politischen Parteikämpfe gewöhnen, die Warrer den Mut finden, wie unsere Altvordern gegen die Bäder- und Müllerhunden und gegen die Landrats- und Schulzen-

hünden von der Kanzel herabzuwettern. Du lieber Himmel! Kennt dieser Theologe seine Amtsbrüder schlecht, von denen je neunundneunzig auf ein Hundert sich verständnisinnig mit dem Landrat unter eine Decke stecken, um den „Umsturz“ abzuwehren, und der Hunderte, der gegen den Stachel leckt, fliegt unbesehen in elegantem Vogen vor die Tür. Das sind die Idealisten. Und der „christliche, evangelische, ethische Idealismus“, von dem Kade schwärmt? Einmal nimmt er einen Anlauf, ihn zu erklären und er schiebt, freilich verschwommen genug, darin „die Staatsgesinnung, welche dem Staate unablässig neue Ziele steckt, die nicht ohne weiteres auf empirischen Wege zu erreichen sind, deren Verfolgung aber in steter Annäherung den Staat fortwährend mit sittlichen Gütern ausstattet und ihn selber erst zu einem sittlichen Gute macht.“ Der Klassenstaat, der Polizeistaat, der Staat der rohen Gewalt, zu einem „sittlichen Gut“ umgeformt nicht durch eine Klasse, die die politische Macht erobert und dann ihre Ideale durchsetzt, sondern durch die Propaganda von Zielen, die in den Wolken schweben — welches Uebermoh von Naivität und „Idealismus“ gehört dazu, um solches zu verkünden! Die gerissenen Geschäftspolitiker der Fortschrittspartei aber, die Ideal sagen und Profit meinen, werden diesen reinen Lören mitleidig lächelnd betrachten und sich an die Stirn tippen.

Und doch steht ihm auch einmal näher an, ihr Herren! Er ist ja gar nicht so schlimm. Er läßt ja mit sich reden. Er ist ja für Zugeständnisse zu haben. Denn mag er noch so athletenhaft sein Ideal „Humanität als sittliche Kraftleistung der Nation“ stemmen, Herr Kade verrät doch so nebenbei, daß auch der „entichlossenste Idealist“ nicht jeden Schanzkoll abschaffen möchte, er versichert, daß er ein großes Vertrauen habe „sogar zu viel gutem Willen und viel besserer Aussicht da oben, vom Kaiser bis zu dem geringsten Beamten“, er betont, daß wir „weder die Kriege abschaffen noch die Leidenschaften aufheben“ können, „aus denen sie entspringen“. Na also! Was sind wir doch im Grund für jämmerliche Kerle, „wir Idealisten“!

Die Hetze gegen das Koalitionsrecht.

Keinen Tag lassen die Scharfmacher vergehen, ohne ihren Ruf nach einem neuen Zuchthausgehege auszustosen. Und sie haben Erfolg. Schon verzeichnet die „Kreuzzeitung“ mit Genugtuung, daß das Reichsamt des Innern sich mit der Angelegenheit beschäftigt und die zuständigen preussischen Stellen zu Beratungen heranziehe. Und das Junkerorgan fordert gebieterisch, daß die Regierung endlich antreibe und führend vorausschreite. Denn es handle sich um eine Rechtsfrage, die schon um der Staatsautorität willen sobald als möglich unter allen Umständen zugunsten des Staates entschieden werden müsse.

Eine Rechtsfrage in der Tat! Die Macht des Klassenstaates soll wieder einmal mobil gemacht werden gegen alle Bestrebungen der Arbeiterklasse zur Verbesserung ihrer Lebenshaltung. Die Zeit der Teuerung ist ja gerade der richtige Moment dazu! Der Wucher der Lebensmittelkollner und Kartellmagnaten muß doch vor jeder Minderung durch gewerkschaftliche Erfolge geschützt werden!

Eine Rechtsfrage, denn vom Recht ist keine Rede. Raum auf einem anderen Gebiete herrscht ja so ausgeprochenes Klassenrecht. Die Koalitionen der Unternehmer genießen den denkbar stärksten Rechtsschutz. Ihre Kartelle sind vom Recht anerkannt, gegen ihre Zwangsmittel gibt es keinen Schutz. Alle Mittel der Boykottierung und des Verfalls, der Materialsperrung und der Niederkonkurrierung stehen ihnen zu Gebote. Eine ganze Wissenschaft ist der „Organisationszwang“ der Unternehmerverbände geworden. Die staatliche Rechtsprechung schützt sie und wo der Staat versagt, da sehen sie sich an Stelle des Staates, schalten die Gerichte aus und unterwerfen ihre Mitglieder dem unappellablen Spruch ihrer Schiedsgerichte. Härter und unentrinnbarer als selbst des Staates ist die Gewalt der Kartelle geworden und mit unübersehlicher Wucht beugen sie auch die Widerstrebenden unter ihren Zwang.

Anders die Koalitionen der Arbeiter. Sie schützt der Staat nicht, sie sind nicht rechtssfähig, gegen sie ist die Justiz und die Polizei des Klassenstaates immer mobil gemacht. Der Koalitionsparagraf der Gewerbeordnung ist ein Ausnahmegericht gegen die Arbeiter, und der Expressionsparagraf in Händen der Klassenjustiz hat schon manchen der besten und uneigennützigsten Vertrauensmänner ins Gefängnis gebracht. Die Arbeiter verfügen nicht über die Macht des Kapitals, sie können nichts als an die Ueberzeugung und das Ehrgefühl der Mitglieder appellieren.

Aber den Scharfmachern ist es nicht genug, sie hegen weiter mit Erfolg. Die Haltung der Nationalliberalen ist mehr als verdächtig und auch die Fortschrittler — wer hätte übrigens daran gezweifelt? — werden schwach. Ist doch der berühmte Beschluß des Hansabundes für Arbeitswilligenschutz unter reger Mitwirkung von hervorragenden Mitgliedern der fortschrittlichen Volkspartei gefaßt worden. Und in einer fortschrittlichen Bezirksvereinsversammlung hat Herr Kopfsch auf diese Vorschläge des Hansabundes hin-

gewiesen, die von Männern gefaßt seien, die im praktischen Leben stehen und deshalb die ernsteste Beachtung jedes Politikers verdienen. Wie der Liberalismus die Pflicht habe, für den Schutz des Koalitionsrechts der Arbeiter einzutreten, so habe er aber auch andererseits die Pflicht, für den gesetzlichen Schutz derjenigen einzutreten, die sich dem Zwange von dritter Seite nicht unterwerfen wollen. Terrorismus aber sei auf alle Fälle zu bekämpfen, ganz gleich, von wem er ausgeübt werde. Daß das schon reiner Scharfmacherjargon ist, wird wohl niemand bezweifeln.

Die Zeichen deuten also auf Sturm. Und uns kann's schließlich recht sein. Wenn die Herren uns wieder kommen wollen, wenn sie es wieder wagen and Koalitionsrecht zu rühren, dann sollen sie abgewiesen werden wie damals, als dem Kaiser sein Zuchthausgehege zerrissen vor die Füße flog. Wenn die Herren den Kampf haben wollen, sie werden ihn haben — und die deutschen Arbeiter werden ihn zu führen wissen.

Die innere Lage während eines Krieges.

Aus London wird uns geschrieben:

Ein englischer Major namens Stewart R. Murray versucht schon seit langem die englische Regierung zu überzeugen, daß es äußerst notwendig ist, schon heute Vorkehrungen zur Erhaltung der inneren Sicherheit des Landes während eines Krieges zu treffen. Kürzlich hielt er einen Vortrag in der Royal United Service Institution über das Thema: „Die innere Lage Großbritanniens während eines großen Krieges“. Der Vortrag war namentlich deshalb sehr interessant, weil verschiedene Arbeitervertreter an der folgenden Diskussion teilnahmen. Major Murray sprach von der Möglichkeit, daß „die großen Flotten-, Militär- und Seemächte des Dreiebunds und der Ententen durch die verantwortungslosen Volkseidenschaften einer Nation in den Krieg getrieben werden könnten“. Dann würde der Weizen bis zu 40 Schilling den Quarter steigen, alle Zweige des nationalen Lebens würden desorganisiert werden, Panik und allgemeine Verwirrung würden herrschen und die hohen unerschwinglichen Preise würden zum Ruin führen und vielleicht gar zum Bürgerkrieg führen. So viel ihm bekannt sei, würde beim Ausbruch eines derartigen Krieges jeder Handelsdampfer telegraphisch den Befehl erhalten, sich bis auf weiteres in den nächsten sicheren Hafen zu flüchten. Das würde sofort dazu führen, daß dem Lande auf unbestimmte Zeit ein Drittel bis zu einer Hälfte der Lebensmittel- und Rohstoffzufuhr abgeschnitten würde. Diejenigen, die die hohen Preise nicht bezahlen könnten — und das wären etwa zehn Millionen Menschen — würden hungern und nach der gefühllosen Armenunterstützung schreien. Deshalb sollte schon heute der Apparat der Armengesetze für den Kriegsfall vorbereitet werden, sonst liefe man Gefahr, daß die ganze organisierte politische Macht der Arbeiterklasse dazu verwendet werden würde, den Abbruch des Krieges zu verlangen, selbst auf die Gefahr hin, daß man sich dem Feinde unterwerfen müsse. Der Referent schlug dann die Einsetzung verschiedener Ausschüsse vor, die sich mit der Frage des Kreditwesens, der Schifffahrt und der Volkserziehung befassen und in sechs Monaten dem Reichsverteidigungsausschuß bestimmte Pläne vorlegen sollten.

In der Diskussion wies der Genosse Anee (Sekretär des Londoner Gewerkschaftskartells) darauf hin, daß die Arbeiterklasse den Krieg verabscheue. Er könne dem Major versichern, daß die Aussicht, daß das Brot auf 10 Pence steigen würde, die Arbeiter mehr denn je zu Gegnern des Krieges mache. Sie hätten durch den Krieg nichts zu gewinnen und durch den Frieden alles. Es herrsche unter der Arbeiterschaft das Gefühl, daß es schließlich nicht darauf ankomme, unter welchen Herren sie dienen. Wenn Hungersnotpreise herrschten, so brauchten die Herrschenden nicht so sehr die Allerärmsten zu fürchten, als gerade die besser bezahlten Arbeiter. Diejenigen, die an anständige Lebensbedingungen gewöhnt seien, würden rebellieren, und man könne es ihnen nicht verübeln. Um das zu verhindern, müsse der Staat die Lebensmittelversorgung organisieren. Wenn die Freiheiten der Allgemeinheit durch eine andere Macht bedroht würden, so könnte sich möglicherweise ein nationaler Zusammenschluß zur Erhaltung der britischen Macht herstellen lassen, aber nur unter der Voraussetzung, daß die Masse des Volkes nicht hungere, während andere ernährt würden. „Kommt der Krieg“, so schloß Anee, „so ist das Beste, was Sie tun können, daß Sie mit uns Frieden schließen, indem Sie für die ordentliche Ernährung unserer Frauen und Kinder Sorge tragen.“

Genosse Jack Williams, einer der ältesten Sozialdemokraten Englands, führte aus, daß sich die Herrschenden sehr täuschten, wenn sie glaubten, daß sie ohne die Einwilligung der Arbeiter in den Krieg ziehen könnten. Von anderen Rednern wurden Vorschläge gemacht, die Regierung möchte beim Ausbruch eines Krieges alle im Lande vorräthigen Lebensmittel konfiszieren. Der Vorsitzende, Oberst Sir Lombdale Hale, unterstützte diesen Vorschlag in seinem Schlusswort und meinte, daß in einem solchen Falle alle konfisziierten Lebensmittel gleichmäßig unter alle Einwohner verteilt werden müßten. Zu der Bemerkung Anees, daß es den Arbeitern schließlich nicht darauf ankomme, welchen Herren sie dienen, meinte der Oberst, daß diese Ansicht doch wohl gänzlich falsch und der Unwissenheit zuzuschreiben sei. Wenn das wirklich die Ansicht der englischen Arbeiter sei, sei das Land dem Untergang geweiht.

Politische Uebersicht.

Der Höhlenbewohner.

(Ein preussisches Kulturbild.)

Der Fall **Amundsen** war wertvoll. Die Schande der preussischen Unterdrückungspolitik ging am Tage bloß, die ganze Welt höhnte und die gewalttätige Bürokratie wurde wenigstens in einem Falle zum Rückzug gezwungen.

Das Verbot, das den berühmten Entdecker traf, war sensationell, aber es war harmlos im Vergleich mit den Scheußlichkeiten, die die preussische Ostmarkenpolitik alljährlich erzeugt. Aber diese Scheußlichkeiten treffen keine Verurtheilungen, und so spricht man so leicht davon. Von einem Fall aber, den das „Westpreussische Volksblatt“ an die Öffentlichkeit bringt, wollen wir heute erzählen, weil er typisch ist. Er verdient ebenso weltbekannt zu werden, wie die Geschichte von Amundsen.

Im Kreise **Strasburg** (Westpreußen) liegt an einem Bache die Dörfchen **Dlugimost**. Das ehemalige Baron Golsche Weisgut liegt auf einer und die 120 Morgen große Mühlenbesitzung auf der anderen Bachseite. Hier das geräumige Gutshaus mit Wirtschaftsgebäuden — dort die Mühle, Stall mit Scheune, aber — kein Wohnhaus. Wo ist das Wohnhaus zum Wägengrundstück? Antwort: „Die polizeiliche Genehmigung zur Anlage einer Feuerstelle wurde verjagt!“

Mühlen- und Grundbesitzer **Sternicki** bat lange, lange Zeit vergebens um die polizeiliche Genehmigung zum Wohnhausbau. Seine Wohnung, eine Stube im abliegenden Insthaufe des anliegenden Besitzes, welche ihm in christlicher Nächstenliebe abgetreten wird, erweist sich schon lange als zu klein, denn die Sternickische Familie zählt sechzehn Köpfe. Viele Bitten und Hinweise auf die unmöglichen Wohnungsverhältnisse und die vierzehnjährige Kinderschar erweichen die ausführenden Polizeibehörden nicht. Ja, sogar die Genehmigung zur Einrichtung einer Waschküche im Stalle, wie sie sonst einem Anwohner, der sie nicht einmal gebraucht, genehmigt wird — wird verweigert, weil der Herr Landrat befürchtet, in der Waschküche könnte auch das Essen für die Familie gekocht und die Waschung der vierzehn Kinder vollzogen werden.

Seit dem Sommer gestaltet sich das Bild noch trauriger. Mühle und Scheune, die nur gering versichert waren, wurden durch Feuer zerstört. Wie hilft sich nun ein kluger Hausvater? In einem Erdloch der steil abfallenden Bachböschung hat er aus Reisig — mit Rasen belegt — eine Höhlenwohnung geschaffen.

Das ist die nationale Ostmarkenpolitik! Sie schafft im 20. Jahrhundert die Tropfblutigen, die Höhlenbewohner der Urzeit, wieder. Sie erneuert die Barbarei, und wer zu zweifeln wagt, daß mit solchen Mitteln bei der polnischen Nation moralische Eroberungen gemacht werden, ist kein echter Preusse, sondern ein Vaterlandsverräter ohne Nationalgefühl.

Die Krupphelfer an der Arbeit.

Den arg ramponierten Kruppdirektoren ersticht ein tatkräftiger Helfer im „**Tagelöhner**“ für Stadt und Land. Dieses ostpreussische Publikationsorgan verschiedener Behörden informiert die Öffentlichkeit folgendermaßen:

„Der letzte Krupp-Prozess hat doch recht bedenkliche Erscheinungen gezeigt. Nicht jene Trinkpöbel- und Einladungs-geschichten, die man vergeßlich als Beamtenbestechung aufzubauschen versucht, wohl aber in der Art, wie der Zeuge **Liebnecht** ohne jede glaubwürdige Unterlage alten Offizieren durch unerhörte Anschuldigungen die Ehre abzuschnitten versucht. Als Reichstagsabgeordneter steht dieser gewissenlose Denunziant unter dem Schutz der Straflosigkeit; ihn vor die Justiz zu ziehen, dazu reicht weder seine Satisfaktionsfähigkeit noch läßt seine politische Anschauung dies zu. So kann dieser Obergenosse unter dem Schutz unserer Gesellschaftsordnung die ungläublichsten Verleumdungen krasse ausstoßen. Da wäre es wirklich kein Wunder, wenn ehrliche und anständige Leute zur Selbsthilfe schritten und dem Volkserzieher **Liebnecht** eine wohlverdiente gehörige Tracht Prügel verabfolgten, und dann die gesetzlichen Folgen zu tragen, die ihnen öffentlich milbernde Umstände nicht verjagen würden!“

Aber natürlich! Soviel Gesinnungslosigkeit verdient nicht nur milbernde Umstände, sondern auch einen recht fetten Inzeratenauftrag.

Wochenfilm.

... Die Welt des Menschen fürrecht haben ist.

Rabelais.

Eine Bußtagsepistel.

Wir erhielten folgende Zuschrift:

Der Geist des Herrn treibt mich, Euch Kindern der Notte **Korah** zu schreiben. Möge mein Wort sein, wie ein Hammer, der Felsen zerschmettert. Gedenkt, daß in dieser Woche der Landes-Buß- und Bettag ist, an dem jedermann Einsicht halten und an seine Brust schlagen soll, inwiefern wir alle Sünder sind und des Ruhmes mangeln, den wir vor Gott haben sollen. So will ich Euch denn ermahnen als ein Diener am Wort, daß auch Ihr dieses Tages eingedenk sein sollt, auf daß Ihr endlich abtun möget Eurer Sünden Blutschuld.

Ich bin nur ein schwacher Streiter Gottes und halte mich fern von den Händeln dieser Welt. Immerhin gebietet mir mein Seelsorgeramt, zu sehen und zu hören, was im Lande und unter den Leuten vorgeht, damit ich die Visten des allbösen Feindes und das Wollen der göttlichen Vorsehung erkenne. Und da sehe ich denn tagtäglich, daß Ihr eitel Teufelswerk treibet, daß Euer Rat der Rat der Gottlosen, daß Euer Rath der Rath der Spötter ist. Ich und die meisten meiner Amtsbrüder in Christo haben erkannt, daß von Euch, den Sozialdemokraten, und von Euren verachteten Zeitungen ausgeht die Wurzel alles Übels als da ist: Unglauben, Unbotmäßigkeit und andere Schande und Laster. Darum will ich in dieser Bußtagzeit an Euer Gewissen klopfen, wie einst der Apostel **Paulus** den sündigen Korinthern tat. Empfandet Ihr darob Reue und tut Ihr Buße, so wird darüber Freude im Himmel sein und Eure Schuld wird Euch vergeben werden siebenzig mal siebenmal. Verhärtet Ihr aber Eure Herzen und laßt Ihr den Tag der Einsicht unbefruchtet vorübergehen, dann rufe ich Euch Aufrücker zu die Worte unseres Gottesmannes **Luther**: „Der Aufrührer ist schlimmer als Mord. Darum soll sie zuschneiden, würgen und stechen, heimlich und öffentlich, wer da kann, und gedenken, daß nichts Offizieres, Schändlicheres und Teuf-

Wahltag in Königsberg.

Königsberg i. Pr. 16. November. (Privatelegramm des „Vorwärts“.) Bei der heute stattgefundenen Stadtverordnetenwahl wurden acht Sozialdemokraten gewählt. Die sozialdemokratische Stadtverordnetenfraktion ist nunmehr 19 Mann stark.

Die Lage in Mexiko.

Eine optimistische Beurteilung des mexikanischen Konflikts findet sich in der „Nordd. Allg. Ztg.“. Das Ranzlerblatt schreibt:

In Mexiko scheint sich eine gütliche Lösung der Kräfte zwischen dem provisorischen Präsidenten **General Guerta** und der Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika anzubahnen. Auf die Drohung der Union, die diplomatischen Beziehungen abzubrechen, hat Guerta den noch in der Hauptstadt Mexiko befindlichen Vertretern Amerikas neue Vorschläge zukommen lassen. Diese sind nicht ohne weiteres als unannehmbar zurückgewiesen, sondern der Regierung in Washington zur Prüfung unterbreitet worden. Sollte sich hieraus eine Handhabe für weitere Unterhandlungen ergeben, so könnte die Präsidentenfrage durch eine mit seinem Willen erfolgende Ausschaltung Guertas gelöst werden, ohne neues Aufflammen des Bürgerkrieges in Mexiko und ohne herabgesetztes Eingreifen der Vereinigten Staaten. Die Haltung der europäischen Mächte würde einen vom Präsidenten **Wilson** und seinem Staatssekretär **Bryan** gewünschten friedlichen Ausgang begünstigen.

Im drohenden Widerspruch dazu steht die Reuterdepesche aus Mexiko:

Präsident **Guerta** erklärte gestern abend: Ich werde von meinem Posten nicht weichen und wie bisher fortfahren, mein Bestes zu tun, um die Ruhe des Landes sicherzustellen. Guerta gab zu, die Verhältnisse könnten sich derzeit entwickeln, daß die Ausländer in unmittelbare Gefahr kämen, fügte aber hinzu, daß er in diesem Fall alles tun werde, um sie zu schützen. Unter allen Umständen sei er entschlossen, sein Pazifizierungsprogramm durchzuführen.

Zusammentritt des Parlaments.

Mexiko, 16. November. Die neue Deputiertenkammer ist zusammengetreten und hat sich konstituiert. Im Senat kam die Konstituierung nicht zustande infolge ungenügender Beteiligung der Senatoren. Es fehlten die Senatoren der katholischen Partei.

Die Insurgenten.

New York, 15. November. Nach einem Telegramm aus El Paso herrscht unter den mexikanischen Konstitutionalisten großer Jubel über die Einnahme von **Juarez**, das als Zugangstor betrachtet wird, durch welches Waffen aus den Vereinigten Staaten eingeführt werden können. Wie sich jetzt herausstellt, hat der Insurgentengeneral **Villa** lediglich einen Scheinangriff auf Chihuahua unternommen, um die Bundesstruppen von Juarez fortzuziehen. Seine Hauptmacht führte **Villa** gegen Juarez, das er bei Anbruch der Nacht erreichte und umzingelte. Die zurückgelassene Garnison, die völlig überrascht wurde, entfloß in der Dunkelheit.

Frauenkonferenz für Groß-Berlin.

Am Sonntag fand im Berliner Gewerkschaftshaus eine Konferenz der agitatorisch tätigen Parteigenossinnen des Bezirks Groß-Berlin statt. Den Vorsitz führte **Eugen Ernst**.

„Die volkswirtschaftliche Bedeutung des Geburtenrückganges“ war der erste Punkt der Tagesordnung. Die Referentin **Luisa Biez** wandte sich gegen die Propagierung des sogenannten Geburtenrückganges als eines revolutionären Kampfmittels. Scharf betonte sie: Es sei die Privatsache jedes einzelnen, ob er aus persönlichen Gründen in seiner Familie die Geburten einschränken wolle, aber es heiße, die Arbeiter verwirren, wenn ihnen gepredigt werde, die große Kinderzahl sei die Ursache ihres Elends. Diese Art der Agitation sei geradezu ein Verbrechen an der Arbeiterbewegung. Nicht die große Kinderzahl, sondern die kapitalistische Ausbeutung sei die Ursache des Elends der Arbeiter. Diese Ursache zu bekämpfen sei unsere Aufgabe. Die freiwillige Geburtenbeschränkung sei eine Privatsache, aber keine Parteiangelegenheit.

In der mandantmal recht temperamentvollen Diskussion traten wohl Meinungsverschiedenheiten über den einen oder anderen Gedanken des Referats hervor, in der Hauptsache aber herrschte darin Einverständnis mit der Referentin: Die Propagierung der bewußten Geburtenbeschränkung kann dem einzelnen nützlich sein, sie würde aber, allgemein und konsequent durchgeführt, den Klassenkampf der Arbeiter schädigen.

Nun folgte als zweiter Punkt der Tagesordnung ein Referat der Genossin **Mahlde Barm** über die Gewinnung der weiblichen Jugend. Nach einem Hinweis auf die verhältnismäßig noch recht schwache Beteiligung der weiblichen Jugend an unseren Jugendveranstaltungen wandte sich die Referentin an die Genossinnen mit dem Ersuchen, mitzuarbeiten an unseren Bestrebungen für die Bildung der Jugend. Unbegreifbar sei das auch in unseren Kreisen noch verbreitete Vorurteil, als ob es den jungen Mädchen nachteilig sei, wenn sie gemeinsam mit jungen Männern an unseren Veranstaltungen teilnehmen. Die gemeinsame Erziehung der Geschlechter werde nicht nur von unserer Partei, sondern von allen einsichtigen Pädagogen gefordert, ihr erzieherischer Wert habe sich auch bei unseren Veranstaltungen gezeigt. Es sei Pflicht aller sozialdemokratischen Eltern, ihre Kinder zur Teilnahme an den Veranstaltungen unserer Jugendbewegung anzuhalten. Die Referentin empfahl eine Resolution, welche fordert: Eifrige Verbreitung der „Arbeiter-Jugend“; Anregung der Jugendlichen, die von uns eingerichteten Jugendbibliotheken zu benutzen; Teilnahme der weiblichen Jugend an den gemeinsamen Veranstaltungen der freien Jugendbewegung; reger Besuch der Arbeiter-Jugendheime; freiwillige Mitarbeit der Genossinnen innerhalb der proletarischen Jugendbewegung.

Nach einer kurzen, der Referentin in allen wesentlichen Punkten zustimmenden Diskussion wurde die Resolution einstimmig angenommen.

In einem dritten Referat erörterte **Maria Krendsee** die Frage: „Wie gewinnen wir die unverheiratete Arbeiterin?“ Sie sagte unter anderem: Unsere Agitation habe sich bis jetzt an die Frauen hauptsächlich in ihrer Eigenschaft als Hausfrau und Mutter gewandt. Wir mühten uns mehr an die Frauen und Mädchen als Arbeiterinnen wenden, sie über die wirtschaftlichen Verhältnisse aufklären und so als Klassenkämpferinnen gewinnen. Material, welches sich für diese Agitation eignet, müsse beschafft werden. In Fabriken, Werkstätten und in der Familie mühten die Genossinnen und Genossen für die Gewinnung der Arbeiterinnen zur Parteiorganisation tätig sein. Von der Parteiorganisation werde erwartet, daß sie geeignete Maßnahmen zur Propaganda unter den Arbeiterinnen trifft.

Die Diskussion war nur kurz. Meinungsverschiedenheiten kamen nicht zum Ausdruck, es wurden nur Anregungen für die praktische Agitation unter den Arbeiterinnen gegeben. — Einstimmige Annahme fand eine die Forderungen der Referentin zusammenfassende Resolution.

Damit war die Tagesordnung erledigt.

Aus Groß-Berlin.

Nebenverdienst.

In den Inzeratenplantagen der bürgerlichen Presse begegnen wir tagtäglich unter „**kleinen Anzeigen**“ Ankündigungen, in denen leichter Nebenverdienst verheißen wird. Und in fast allen Fällen stellt sich als Endergebnis heraus, daß der „leichte Nebenverdienst“ nur von den Inzeratierenden auf Kosten der auf die lockende Ankündigung Hineingefallenen erzielt wird.

Und was wird nicht alles als Nebenverdienst ausgegeben? Die unsinnigsten Ratsschlüsse werden da ausgebeutet, aber nur dann erteilt, wenn der auf das Inzerat Reflektierende erst eine entsprechende Anzahl Briefmarken eingedankt hat. Diese Briefmarken — 50 Pf., 1 M., 150 M. — sind der Kernpunkt der Sache; sie bilden die Haupteinnahmequelle für den sogenannten „Unternehmer“. Diese Einnahmequelle fließt um so reichlicher, je schwieriger die Lage auf dem Arbeitsmarkt wird. Da greift so mancher in seiner Verzweiflung zum letzten Strohhalm und wendet seine letzten Groschen daran, um einen „leichten Nebenverdienst“ zu erzielen.

Wenn dann die Hoffnung getäuscht wird, ist die Enttäuschung und Erbitterung gegen die Ausnützer der Notlage um so schärfer. Nur zwei Beispiele aus der letzten Zeit. Eine **Hamburger Firma** erläßt Inzerate, in denen sie Vertreter für leichte Artikel sucht und gibt ihrer Ankündigung eine Form, nach welcher es so dargestellt wird, als ob „der Vertreter“ so von selber einen großen Verdienst erzielen wird. Wer auf die Stelle reflektiert, erhält einen Vertrag zugesandt, in dem er als Vertreter ernannt wird. Zum Vertrieb gelangen Toilettenseifen und Parfümerieartikel. Die Firma verpflichtet sich, die Reklame selber zu besorgen, der Vertreter braucht nur die Waren abzuliefern. In dem Vertrage wird gleichzeitig dem Vertreter eine Rechnung präsentiert für Waren, die ihm nach vollzogener Unterchrift zugesandt werden. Dem so gemachten Vertreter werden zunächst 100

Wochenfilm. ... Die Welt des Menschen fürrecht haben ist. Rabelais.

Wir erhielten folgende Zuschrift:

Der Geist des Herrn treibt mich, Euch Kindern der Notte Korah zu schreiben. Möge mein Wort sein, wie ein Hammer, der Felsen zerschmettert. Gedenkt, daß in dieser Woche der Landes-Buß- und Bettag ist, an dem jedermann Einsicht halten und an seine Brust schlagen soll, inwiefern wir alle Sünder sind und des Ruhmes mangeln, den wir vor Gott haben sollen. So will ich Euch denn ermahnen als ein Diener am Wort, daß auch Ihr dieses Tages eingedenk sein sollt, auf daß Ihr endlich abtun möget Eurer Sünden Blutschuld.

Ich bin nur ein schwacher Streiter Gottes und halte mich fern von den Händeln dieser Welt. Immerhin gebietet mir mein Seelsorgeramt, zu sehen und zu hören, was im Lande und unter den Leuten vorgeht, damit ich die Visten des allbösen Feindes und das Wollen der göttlichen Vorsehung erkenne. Und da sehe ich denn tagtäglich, daß Ihr eitel Teufelswerk treibet, daß Euer Rat der Rat der Gottlosen, daß Euer Rath der Rath der Spötter ist. Ich und die meisten meiner Amtsbrüder in Christo haben erkannt, daß von Euch, den Sozialdemokraten, und von Euren verachteten Zeitungen ausgeht die Wurzel alles Übels als da ist: Unglauben, Unbotmäßigkeit und andere Schande und Laster. Darum will ich in dieser Bußtagzeit an Euer Gewissen klopfen, wie einst der Apostel Paulus den sündigen Korinthern tat. Empfandet Ihr darob Reue und tut Ihr Buße, so wird darüber Freude im Himmel sein und Eure Schuld wird Euch vergeben werden siebenzig mal siebenmal. Verhärtet Ihr aber Eure Herzen und laßt Ihr den Tag der Einsicht unbefruchtet vorübergehen, dann rufe ich Euch Aufrücker zu die Worte unseres Gottesmannes Luther: „Der Aufrührer ist schlimmer als Mord. Darum soll sie zuschneiden, würgen und stechen, heimlich und öffentlich, wer da kann, und gedenken, daß nichts Offizieres, Schändlicheres und Teuf-

Wenn hier gesündigt worden ist, so ist das gewiß am wenigsten von dieser auf dem Boden der Gottesfurcht und frommen Sitte stehenden Firma geschehen. Wir dienen des Friedens haben uns nicht darum zu kümmern, daß das aller Ehren volle Haus Krupp Werkzeuge des Krieges herstellt. Das ist Sache der Obrigkeit, der wir Gehorsam schuldig sind, und der Gott das Schwert gegeben hat und die dieses Schwert scharf und schneidig erhalten muß. Denn unser Gottesmann Luther hat auch heute noch recht, wenn er sagt: „Solche wunderliche Zeiten sind jetzt, daß ein Fürst den Himmel mit Blutberggießen besser verdienen kann, denn andere mit Veten.“ Und gerade an diesem Bußtage wird unseren Kriegern in den Garnisonkirchen eindringlich gepredigt werden, daß nur ein guter Christ ein guter Soldat sein kann.

Aber Ihr habt über den Handel und Wandel der Firma Krupp ein groß Geschrei erhoben nach Art der Pharisäer. Als ob seit den Tagen von **Hans Linsengericht** der Handel nicht seine eigenen Gesetze habe. Wisst Ihr nicht, daß **Jakobs Söhne**, die ihren Bruder **Joseph** um 30 Silberlinge verkauften, Gnade und Vergeltung zu teil wurde, weil sie bußfertig und gottesfürchtig waren? Aber Ihr sehet natürlich nur den Splitter im Auge Krupps, den Balken in Eurem Auge aber sehet Ihr nicht. Ihr macht großes Aufheben von den „Kornwägern“ und schreiet über Verstärkung und andere Dinge. Aber davon redet Ihr nicht, daß dieser nämlich Krupp schon manche Kirche hat bauen helfen, schon manches schöne Kirchenfenster gestiftet hat. Daß so mancher meiner Amtsbrüder in Christo bei diesen gottesfürchtigen Leuten eine offene Hand gefunden hat, wenn es gilt, Werke christlicher Warmherzigkeit zu tun. Und gehet Ihr Spötter und Sünder regelmäßig zum Gottesdienst und zum Tisch des Herrn? Niemals, denn Ihr habt das Band zwischen Euch und der Mutter Kirche sträflich durchschneiden lassen. Aber Krupp und die Seinen sind regelmäßig Gäste im Gotteshaufe und das, was sie an den Armen und alten Arbeitern tun, die Häuser, die sie ihnen gebaut, und die Wohlthaten, die sie ihnen noch heute erweisen, das ist geschrieben im Buche des Gerichts, das wird hervorleuchten an dem Tage, an dem die Sünder von den Gerechten geschieden werden.

Aber Euer Dichten und Trachten geht ja dahin, den Arbeiter gegen den Herrn aufzuwiegen. Eure Lehre vom Streik ist des Teufels Lehre. Denn wie steht geschrieben? „Ihr Anechtet seid

Noch ein Gruß aus Kelheim.

Als Ende August d. J. die deutschen Fürsten zu der hochwichtigen Fürstenseier in Kelheim zusammenkamen, konnten sich einige Köppler — und solche gibt's trotz der herrlichen Zeiten, denen wir allgemach entgegengeführt worden sind, immer noch — nicht enthalten, über vermeintliche Geldverschwendung zu räsonnieren. Gerade als ob gekrönte Häupter nicht auch einmal das Bedürfnis empfänden, die drückende Last des Regierens für einige Zeit abzuwerfen und sich auf einer kleinen Familienfeier von den Sorgen des Alltags zu erholen.

Diese Köppler, die bei jeder Gelegenheit über ihrer Meinung noch unnötige Geldausgaben reden und schreiben, erhalten jetzt eine in zweifacher Hinsicht heilsame Lehre. Denn erstens hat die in der bekannten altpreussischen Einfachheit veranstaltete Feier gar nicht mal viel gekostet. Mit einer lumpigen halben Million Mark ist erreicht worden, daß Deutschlands Fürsten sich alle an einem Orte versammelten — die Gerichtskosten des Bohrentz-Prozesses wegen unseres Wildes freilich nicht einbegriffen. Und zweitens hat ein hochgeinnter Privatmann, der sich bescheiden im Hintergrunde hält, die Kosten der Feier aus seiner Tasche bezahlt. Die einen raten auf den Generaldirektor der Schuldverwaltung, Herrn Geheimen Kommerzienrat Oskar v. Petri-Rürnberg, während der App der anderen der bayerische Freiherr v. Cramer-Klett ist.

Ganz sicher werden die Köppler, anstatt in sich zu gehen, von neuem zu räsonnieren anfangen. Jetzt, wo ihnen wegen der Kosten der Wind aus den Segeln genommen ist, werden sie mit der frohen Behauptung kommen, daß der hochherzige Spender, der sich den wunderbaren Anblick, alle deutschen Fürsten treu vereint in Kelheim zu sehen, fünfmalhunderttausend Emmchen kosten ließ, schon wissen werde, warum er das Geld auf dem Altar des Vaterlandes geopfert habe. Manche Menschen kann man's eben nie recht machen.

Für 200 000 Frank Juwelen gestohlen.

Ein unerhört fahner Einbruch ist in der Nacht zum Sonntag in einem der größten Pariser Juweliergeschäfte verübt worden. Als Sonntag früh der Laden des Juweliers Aldebert in der Rue des Capucines 23 geöffnet wurde, bemerkte das Personal zu seinem größten Entsetzen, daß alle Futterale, die wertvolle Schmuckstücke enthielten, am Boden zerstreut umherlagen. In einer Wand des Geschäftes, das den Juwelierladen von den Verkaufsräumen des Pelzhändlers Goldstein trennt, klappte ein Loch, das die Diebe in die Mauer geschlagen hatten, um auf diesem Wege Eingang in den Juwelierladen zu finden, nachdem sie vorher auf bisher noch unaufgeklärte Weise in das Geschäft Goldsteins eingedrungen waren. Die Diebe haben Juwelen im Werte von annähernd 200 000 Franken gestohlen.

Letzte Nachrichten.

Rücktritt des mexikanischen Ministers des Innern.

Mexiko, 16. November. (B. L. Z.) Der Minister des Innern Aldape ist zurückgetreten. Sein Rücktritt hängt wahrscheinlich mit seinen Ver suchen zusammen, Huerta zur Erfüllung der amerikanischen Forderungen zu bewegen. Aldape war der letzte der Minister, der auf Grund des Uebereinkommens ernannt wurde, das zwischen Huerta und Diaz nach den zehntägigen Kämpfen im Februar in der amerikanischen Botschaft unterzeichnet worden war.

Ein französischer Offizier als Espion.

Genf, 16. November. (B. L. Z.) Auf Anweisung der schweizerischen Behörden wurde am Sonnabendabend unter der Aufsichtigung der Espionage der Hauptmann und Ingenieur im französischen Kriegsministerium Darjuier verhaftet. Auch die Festnahme eines Beamten in Genf steht bevor. Darjuier stand nachweislich in Verbindung mit einer Anzahl von Espionen, darunter auch mit dem fürstlich in Rom verhafteten Italiener Renozzi. Eine umfangreiche Korrespondenz, die Darjuier mit der französischen Sicherheitspolizei geführt hat, soll beschlagnahmt werden.

Wieder eine.

Stockholm, 16. November. (B. L. Z.) Swebala Telegram-Byran veröffentlicht folgende Mitteilung: Prinzessin Maria von Schweden, Herzogin von Södermanland, geborene Großfürstin von Rußland, die sich seit ihrer Abreise von Stockholm, Mitte Oktober, in Paris bei ihrem Vater aufhält, hat die Absicht erklärt, nicht nach Schweden zurückzukehren, um die eheliche Gemeinschaft wieder aufzunehmen. Alle Schritte, die bei der Prinzessin getan worden sind, damit sie ihren Entschluß aufgeben, sind bisher vergeblich gewesen.

oder 160 M. in Rechnung gestellt, wovon nach Abzug von 100 Proz. der verbleibende Reibetrag per Postnachnahme eingezogen wird. Dabei sind für die einzelnen Seifen oder Parfümerien ungeheure Preise berechnet. Natürlich wird jeder „Vertreter“, der auf die Ankündigung hineinfallen sollte. Ein anderer Trid. Im „Fokal-Anzeiger“ erscheint folgendes Inserat:

Nebenverdienst.

332 verschiedene Angebote für 50 Pfennige in Briefmarken. Verlagsanstalt Gröbning, Luisen-ufer 21.

Ein Reflektant sandte die 50 Pfennig in Briefmarken, und was erhielt er dafür? Ein gedrucktes Verzeichnis von vier Seiten über allerlei Arten von Nebenverdienst, das einen realen Wert von 1 Pfennig haben dürfte. Und dann der Inhalt dieses Verzeichnisses. Nach Nummern sind die verschiedenen Nebenverdienste aufgeführt. Da finden wir aufgezählt u. a.: Lampenschirme anfertigen, Glasbildchen aufleben, Quaträbe bewickeln, Strohhüte nähen, Knabenanzüge anfertigen, Konverts fleben oder Handeln mit Staniolpapier, mit Weinflaschen, alten Schuhen, mit Stollwerkbildern oder aber Versicherungen abschließen, Vertretungen übernehmen; schließlich wird empfohlen Garderoben oder Toiletten oder Kartoffelpufferbude pachten, Wibe aufschreiben und sammeln usw. Es ist ziemlich alles vertreten; es fehlt nur noch: Wein-eide schmören, Gastwirte denunzieren und Zeugen spielen, um Gebühren einzukassieren. Derjenige, der auf eine bestimmte Nebenarbeit reflektiert, muß natürlich eine neue Offerte einreichen, und zwar wieder an den Verlag von Gröbning, Nr. 464, Arthur Keil, Luisen-ufer 21.

Wir möchten ganz allgemein vor den diesen Nebenverdienst ankündigenden Inseraten warnen. Fast durchgängig sind sie auf den Erhalt von Gebühren und auf die Ausbeutung der Notlage des Publikums aufgebaut. Es sind Puffkassette, die in den Inseratenplantagen der bürgerlichen Presse ihr Wesen treiben.

Wegen gemeinschaftlichen Totschlags verhaftet.

Am gestrigen Tage wurden der Konditor Reim und die Witwe des Konditors Hoffmann aus der Kaiserstraße, deren Mann vor einigen Tagen im Krankenhaus „Am Friedrichshain“ gestorben ist, verhaftet. Reim wohnte bei dem Ehepaar in Schlafstube, und er soll, wie gemeldet wird, den Mann hintergangen haben. Aus dem Verhalten des Reim und seiner Ehefrau habe Hoffmann Verdacht geschöpft und beide auch wiederholt zur Rede gestellt. Vor vierzehn Tagen, als Hoffmann, spät abends heimkommend, seiner Frau wieder Vorhaltungen machte und in seinem Zerber den Schlafbüchsen hinauswerfen wollte, sei es zu einem heftigen Austritt gekommen, in dessen Verlauf seine Frau in Gemeinschaft mit Reim zum Messer gegriffen und auf den Mann eingestochen haben soll, bis derselbe zu Boden sank. Die Frau und Reim packten dann den Schwerverletzten in das Bett und holten einen Arzt. Dieser ließ den Schwerverwundeten nach dem Krankenhaus bringen, wo er vor einigen Tagen starb. Erst nach dem Tode des Mannes kam der Austritt zur Kenntnis der Kriminalpolizei, und diese nahm nach Aufklärung der Vorgänge und nachdem die Obduktion die Stichverletzungen als Todesursache festgestellt hatte, die beiden wegen Totschlags fest.

Stadtverordnetenwahltag in Oranienburg.

Bei der am gestrigen Sonntag stattgefundenen Stadtverordnetenwahl der dritten Abtheilung gelang es, die sozialdemokratischen Kandidaten Bernhard Pape, Adolf Frahm und Paul Blesso mit 480 Stimmen zum Siege zu verhelfen. Die Gegner machten verzweifelste Anstrengungen, sie unterlagen jedoch mit 440 Stimmen.

Selbstmordversuch wegen eines Ehestreites.

Einen schrecklichen Selbstmordversuch beging in der Nacht zum Sonntag die 34 Jahre alte Arbeiterfrau Auguste Clawiter, gen. Wolf, in ihrer Hanauerstraße 11 belegenen Wohnung. Nach einem heftigen Streite mit ihrem Ehemann, der sich etwa gegen 8 Uhr nachts abspielte, übergießte sie sich mit Spiritus und setzte ihre Kleider in Brand. Der Ehemann erstickte mit Worten die Flammen, doch hatte sie bereits schwere Brandwunden an den Händen, Armen und am Oberkörper erlitten. Sie wurde glücklich nach dem Krankenhaus geschafft.

Im Eisenbahnzug vergiftet

hat sich ein noch unbekannter Mann von etwa 25 bis 28 Jahren. Er wurde gestern früh in einem Abteil 4. Klasse eines aus Hamburg auf dem Lehrter Bahnhof einlaufenden Zuges bösenwillig vergiftet. Neben ihm lag eine Flasche Whisky, die er kurz vor der Einfahrt geleert hatte. Der Bahnhofsarzt stellte Wiederbelebungsversuche an

und ließ den Vergifteten, da er noch schwache Lebenszeichen von sich gab, nach der Charité bringen. Der Unbekannte ist mittelgroß und schlank, hat ein rundes, volles Gesicht mit biden Lippen, dunkel-blondes Haar und trug einen Jacketanzug, einen schwarzen Mantel und einen schwarzen steifen Hut.

Auf dem Heimwege vom Tode überrascht

wurde am Sonnabend Abend der 33 Jahre alte Kraftwagenführer Heinrich Lehmann aus der Borenstraße sowie eine bisher noch unbekannte, etwa 60 Jahre alte Frau. Der Chauffeur hatte gerade seinen Wagen abgeliefert, als er vor dem Hause Chauffeestraße 64 plötzlich zusammenbrach und verstarb. Ein Herzschlag hatte seinem Leben ein Ende gemacht. — Die unbekannte Frau brach, als sie einen Laden in dem Hause Schererstraße 11 verlassen hatte, auf dem Bürgersteig bewußlos zusammen. Sie wurde noch nach der Hilfs-wache in der Lindenerstraße gebracht, wo aber nur noch ihr Tod festgestellt werden konnte. Die Unbekannte, deren Leiche nach dem Schauhause gebracht wurde, trug eine Krille und war bekleidet mit einem graumelierten Umhang, einem graufarbenen Rock, einer schwarzen Schürze mit roter Saum und schwarzen Pantoffeln. Sie hatte eine Karttasche bei sich und scheint aus der Nachbarschaft zu stammen.

Ein tödlicher Straßenbahnunfall

ereignete sich am gestrigen Sonntagnachmittag an der Ecke der Wiener Straße und des Görlitzer Ufers. Dort wollte die 23jährige Verkäuferin Luise Anifke, Sorauer Straße 11 wohnhaft, unmittelbar vor einem Zuge der städtischen Straßenbahn den Dammbüsch überfahren, sie wurde jedoch umgerissen und so heftig zu Boden geschleudert, daß sie bewußlos liegen blieb. Man schaffte das junge Mädchen nach dem Krankenhaus am Urban, wo es bald nach seiner Aufnahme verstarb.

Vom Kahn abgestürzt und ertrunken.

Einen traurigen Tod hat der 23jährige Schiffer Hermann Furtz gefunden. Der Vater des F. war vor einigen Tagen mit seinem Fahrzeug, auf dem auch der junge F. beschäftigt war, im Tegeler Hafen eingetroffen. Am Sonnabendabend wollte F. den Kahn verlassen, um nach Berlin zu fahren. Er trat jedoch beim Uebersteigen auf das Laufbrett fehl, verlor das Gleichgewicht und stürzte ins Wasser. Da er des Schwimmens unfähig war, so mußte er hilflos ertrinken. Die Leiche wurde gestern früh geborgen.

Ein Automobil in Flammen. Vollständig zerstört wurde ein Gesellschaftsautomobil des Westkreises „Linien“ durch einen während der Fahrt ausgebrochenen Brand. Das große Fahrzeug passierte die Johannistaler Chaussee, als im Vergaser eine Explosion entstand. Eine Hitzeflamme setzte den Wagen in Brand, und bald schlugen Flammen aus allen Teilen des Autos heraus. Bevor die Johannistaler Feuerwehr eingreifen konnte, war das Fahrzeug total ausgebrannt.

Die Brauereiarbeiter kündigen ihren Tarifvertrag.

In einer Kiezenversammlung, abgehalten in der „Neuen Welt“, beschloßen am Sonntag die Brauereiarbeiter, ihren im Jahre 1910 abgeschlossenen und bis 1914 laufenden Tarifvertrag zu kündigen. Unter lebhaftem Beifall nahmen die über 5000 Berliner ein stimmig eine Resolution an, in der die Forderungen der Arbeiter formuliert sind. Im wesentlichen fordern die Arbeiter eine Verkürzung der Arbeitszeit bei Tag- und Nachtschicht, insbesondere beim Fahrpersonal; den achtstündigen Arbeitstag in sechs Schichten pro Woche; Erhöhung der Löhne, speziell der der niedrig bezahlten Arbeitergruppen; gleichen Lohn für gleiche Arbeit auch bei Angehörten; Bezahlung festlicher Sonntagsarbeit; Ablösung des nicht konsumierten Preisbieres in Geld; Erweiterung des Urlaubs mit Einbeziehung der Fernüberlagen von Berlin und Umgegend in das Tarifverhältnis.

Die Tarifstreitigkeiten in der Emailierbranche.

Am Sonntag ergriffte Vehrendt in einer Versammlung der Emailierbranche Verzicht auf den Tarifverhandlungen. Danach haben die Unternehmer der Auslegung des Tarifs durch die Arbeiter zugestimmt. Es hat also von diesem Montag ab jeder Brenner 65 Pf. und jeder Aufträger 57 Pf. pro Stunde zu fordern. Für Ausländer, die noch nicht in Deutschland gearbeitet haben, gelten folgende Sätze: Aufträger erhalten zuerst 53 Pf., nach 1. Jahr 57 Pf., Brenner 60 Pf. und nach einem Jahre 65 Pf. pro Stunde. Die Bestimmungen für Ausländer haben eine größere praktische Bedeutung nicht, da zurzeit die beschäftigten Arbeiter vollständig ausreichen und somit Neueinstellungen kaum erfolgen dürften. Vehrendt teilte auch noch mit, daß die Unternehmer den ausländischen Arbeitern die Wahrnehmung ihrer wirtschaftlichen Interessen unterbinden möchten, indem sie auf deren Stellung als Ausländer hinweisen und beschränkte Erwerbungen äußern. Sollten sie diese Erwerbungen verweigern, dann würde der Metallarbeiterverband mit aller Energie für die Opfer der Herren eintreten. Sollten Unternehmer sich weigern, die Abmachungen einzuhalten, so sollten die betreffenden Arbeiter der Lohnkommission sofort Mitteilung machen.

gehorsam eurem Herrn mit Furcht und Zittern.“ Aber von der Freiheit, die Ihr stets lästerlich im Munde führt, redet nichts geschrieben. Überall da, wo Eure Lehren Einzug gefunden, will man nichts mehr wissen vom heiligen Sakrament der Taufe und des Abendmahls, da verachtet man auf den Segen der Kirche für die Ehe und auf die trostreichen Worte der Diener Christi am Grabe. Sogar das von göttlichen und natürlichen Gesetzen gebotene Kindergebären wird von den Euren Irreligiösen Verfallenen bekämpft. Wegen die Stigmata und Abgaben, die die Obrigkeit von Euch verlangt, lehnt Ihr Euch auf. Wahrlich, wahrlich! Eurer Sünden Menge ist größer denn der Sand am Meere. Wie sagt unser Gottesmann Luther: „Es ist keine Furcht noch Scheu mehr im Volke, ein jeglicher tut schief, was er will. Niemand will nichts geben und doch preisen, saufen, rauchen und müßig gehen, als wären sie allzumal Herren. Der Eitel will Schläge haben und der Böbel will mit Gewalt regiert sein.“

So hört denn in dieser Vuhlagzeit meine Stimme. Noch ist es Zeit, an die Buße zu schalten und Buße zu tun. Erkennet und bekennet in reumütiger Jernscheidung Eure Sünden. Tut Ihr das nicht, so geben wir Diener christlicher Nächstenliebe den gottesfürchtigen Männern recht, die härtere Geiße gegen Euch verlangen, die man in der Sprache der Politik Ausnahmegerichte gegen die Sozialdemokratie, Geißel zum Schutze der braven Arbeitwilligen usw. nennt. Beharret Ihr in Eurer Bosheit und Verstocktheit, so wird Luthers Warnung an die gottgewollte Obrigkeit Wahrheit werden, die lautet: „Streiche, schläge, wäge, wer da kann. Bleibst du darüber tot, wohl dir, festigeren Tod kannst du nimmermehr überkommen. Denn du stirbst im Gehorsam göttlichen Wortes und Befehls, Römer 13, und im Dienste der Liebe, deinen Nächsten zu retten aus der Hölle und des Teufels Vanden.“ Und damit Gott befohlen.

Gottlieb Leberrecht Oelig, Hilfsprediger. Ernst.

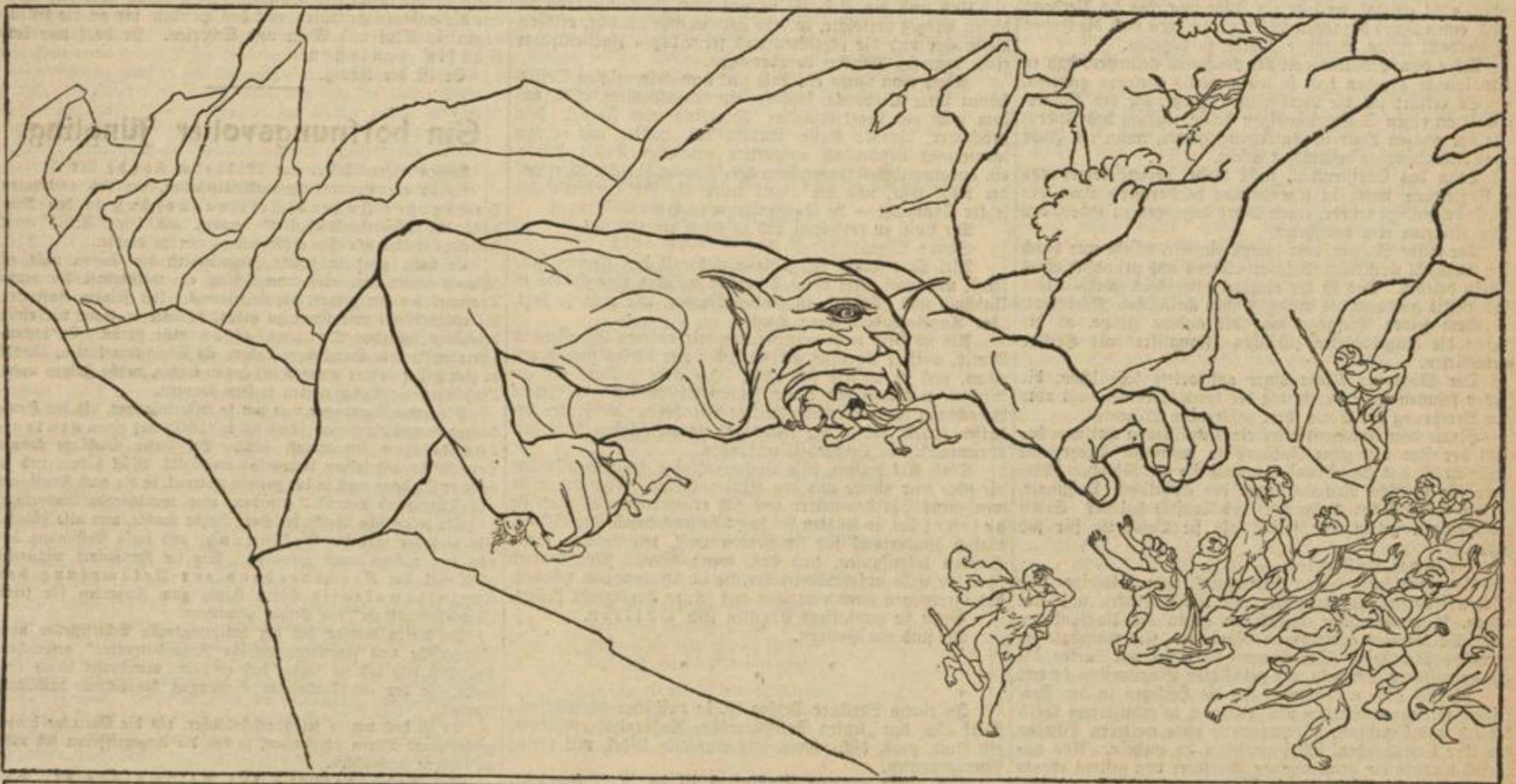
Theater und Musik.

Deutsches Künstlertheater: Die Affäre, Lustspiel von Henri Raichman. Diese Affäre des dänischen

dankend das Ergebnis der zu ihren Gunsten vom Direktor selbst angeregten Sammlung einsteckt.

Die Komödie, die in manchen Zügen an Bied und auch an Thoma erinnert, ist zweifellos unterhaltend und reich an komischen Situationen, aber für einen ganzen Abend doch etwas dünn. Die ganze vorzügliche Darstellung, die jede Figur individuell belebt und jede Möglichkeit zur Heiterkeit ausnützt, half aber über solche Bedenken hinweg. Besonders Hans Marx und Gustav Ricket liefern ein paar höchst charakteristische Bürofiguren. Jener dienstbeflissen bis zur Verrenkung, dieser als Bote Danjen ein Urbild eines durch die lange Praxis gewöhnten, überlegenen und in allen Künsten des Vielesagenden Schweizens und nicht-sagenden Rächels virtuos Dieneres. Carl Forest gab seinem Waafigard einen Stich ins Tragikomische und machte aus dem Trottel einen rührenden und doch komischen Menschen. Nur Lisa Scholz fiel als Fräulein Busch aus dem Rahmen; sie übertrieb durch unermittelte Uebergänge und überzeugte nicht von ihrer Unwiderstehlichkeit.

In das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater sind mit Jean Gilberts „Aino-Königin“ wieder die heitern Rusen eingezogen. Für den Norden von Berlin ist also ein wirkliches Theater ein notwendiges Bedürfnis gewesen. Nunmehr wird es auch der Leitung des seiner ursprünglichen Bestimmung zurückgegebenen Hauses sein, sich diese ungewöhnliche Erscheinung zunutze zu machen. Am regen Zuspruch des Publikums wird es allem Anschein nach schwerlich fehlen; die erste Vorstellung war ausverkauft. Daran, daß die lustige Operette ihre alte Zugkraft nicht bloß behalten hat, sondern sie nun wieder aufs neue bewahren soll, hat natürlich auch eine sorgfältige Wiedergabe ihren Anteil. Das Ensemble erweist sich als leistungsfähig. Neben einigen verlässlichen Kräften, wie dem Tenoristen Jerry Berner und der Schauspielersin Maria Berger, deren Tätigkeit an dieser Bühne noch von früher her in bester Erinnerung geblieben sein dürfte, finden wir mehrere „neue“, die gleichfalls Vortreffliches bieten. Da sind: Fritz Langendorf und Edwin Suttner, zwei Komiker, die es mit renommierten „Kanonen“ ihres Faches recht gut aufnehmen; ferner Joe Contradi und die scharfante Tutti Duse da n. Aber alle Operettensänger von besonderem Rang kann Helene Kerscholz begeistern. Hier helfen Gesangs- wie Darstellungs-mittel und rasiges Temperament, um eine wirkliche Aino-Königin zum Angepunkt der ganzen Handlung zu stampeln. Die Auf-führung hatte überhaupt ein flottes Tempo.



DIE KRISE

Und wieder naht das blinde Angeheuer,
Nach Opfern lüstern, die es würgen will.
Das Wasser brodelte, und es zischt das Feuer,
Und in der Tiefe stirbt ein Angstgebrüll.

Da stöhnen sie wie aus gewürzter Kehle
Und pressen sich vergebens an die Wand,
Vom toten Blick der leeren Augenhöhle
Qualvoll getroffen, ruhelos gebannt.

Und tappend kommt's heran, die wüsten Arme
Durchtafeln blind der Grotte tiefen Schacht
Und haschen nach dem weggekrümmten Schwarme,
In dem der todesbange Wahnsinn lacht.

Der gift'ge Atem faucht, die Füße schlürfen,
Wie wenn ein Schlangengeiß sich näher schiebt,
Die kalten Finger spreizen sich und schürfen
Am Fels hier, daß Gebröckel niederstiebt.

Verzweifelt und trotzig sind die starren Hände
Der Totgeweihten hin und dort verstrickt,
Und halten fest, daß keiner einzeln stände,
Wenn sich das Ungetüm jetzt nach ihm bückt.

Umsonst! Hier hilft kein Zerren, Halten, Binden
Vor seiner Bier, die Blut und Leben heischt.
Ein Griff, ein Ruck, ein krampfhaft letztes Winden,
Und seine tote Beute ist zerfleischt.

Unentrinnbar droht ihr Schicksal allen
Durch der Zyklopen fühllos blinden Sproß,
Und Opfer fallen, Opfer müssen fallen,
Die er im Kerker hier zusammenschloß.

Wohl klast ein Ausweg, doch er ist verhauen,
Urmächtig liegt ein Felsgebirg' davor,
Raum, daß ein Dämmerstrahl durchhin zu schauen,
Ein unabwäzbar festgefügtes Tor.

In Ewigkeit will es unmöglich scheinen,
Daß diesen Felsen Menschenmacht zersprengt.
Und doch! Wenn nur all', alle sich vereinen,
Wenn alles Volk allmächtig an ihn drängt —

Dann muß er endlich dennoch weichen,
Ohnmächtig lauschend steht der Riese still,
Wenn unter immer wiederholten Streichen
Das Wunder der Befreiung werden will.

Die Masse strömt hinaus in's Licht, ein neuer
Ein freier Mensch erstekt. Im Schacht verreckt
Einsam das letzte Vorweltungeheuer,
Und eine neue Welt wird froh entdeckt.

Rudolf Franz.

Zwei Arbeitslose.

Sieben Uhr morgens. Ein trüber, nebeliger, kühlter Novembermorgen. Die Hinterhaustreppe schleicht ein nicht alter, aber dennoch gealterter Mann herab, schleicht durch den Flur, schleicht über die Gasse, immer mit gebeugtem Haupt. Seit vorgestern hat er den Kopf nicht erhoben, weil er es nicht wagt, irgend jemand in die Augen zu sehen. Auch nicht seiner Frau und am allerwenigsten seinem Kind, der elfjährigen Anna. Sie ist es, die jetzt die paar Pfennige ins Haus schafft, die paar Pfennige, die gerade für dünnen Kaffee und ein Stückchen Brot reichen. Sie geht in den Strohen und Wirtschaften herum und verkauft Schuhschnüre. Seit drei Wochen tut sie das. Wie hat sie in den ersten Tagen geweint und sich geschämt. Aber jetzt... vorgestern Abend ist sie vergnügt nach Hause gekommen. Jawohl, vergnügt. Jetzt fängt ihr dieses Leben zu gefallen an, jetzt, seitdem sie sich nicht mehr schämt, sieht, hört und erlebt sie so viel in den Straßen und Wirtschaften. Er weiß, sie erzählt nicht alles, was sie erlebt, und er weiß, sie wird noch mehr erleben. Und das kann der Anfang sein, der Anfang... Und er muß sie ziehen lassen, er, der seit langen Monaten arbeitslos ist, er, der die entkräftete, fiedle, arbeitsunfähige Frau zu Hause hat... er muß die Elfjährige von Straße zu Straße, von Wirtschaft zu Wirtschaft ziehen lassen, denn sie bringt die vier Groschen nach Hause, von denen sie alle leben... Und jetzt schämt sie sich nicht mehr. Jetzt kommt sie lachend nach Hause... aber er, er schämt sich jetzt und schleicht weinend vom Hause fort. Und dieser Gedanke, dieses Leid hat ihn ja gestern das tun lassen...

Wie er da gestern wieder vergebens durch alle Türen geschlichen und vergebens um Arbeit gebettelt hatte, da war es geschehen. Er konnte plötzlich nicht weiter, taumelte und fiel gegen eine Wand. Und da befiel ihn der Hunger. Jener Hunger, der durch Tage und Wochen wie ein wildes Tier niedergelungen und in den engen Riß gedrängt, sich aufrecht und hinaus will, hinaus. Aus dem Magen schnell die geballte Leere hoch auf, will aus dem Halse herauspringen, sie reißt sich gegen die Schläfen und will sie sprengen, den ganzen Körper schüttelt sie und will ihn bersten machen, und ohne daß man es weiß, steigen die Tränen in den Augen auf. Dieser Hunger hatte alle seine Kräfte, Gedanken und Bedenken verschlungen, hatte ihn in das Haus hinein und die Treppen hinaufgetrieben, ihn die Hände heben und an der Türschwelle ziehen lassen, und als dann in der Türspalte dieses

feiste Weib erschien, etwas stammeln lassen von „Hunger“. Aber da war ihm die Antwort entgegengeflut: „Schämen Sie sich, zu betteln! Arbeiten Sie lieber!“, und dann war die Tür krachend zugefallen.

Schämen soll er sich. Ja, das tut er. Seit vorgestern. Seit sich sein kleines Mädchen nicht mehr schämt... und seitdem er selbst nicht nur um Arbeit, sondern auch um Brot gebettelt hat. Er schämt sich so sehr, daß er den Kopf nicht mehr heben, keinem Menschen mehr ins Gesicht sehen kann.

Er schleicht weiter. Er soll ja Arbeit suchen, aber er weiß, daß es vergebens sein wird. Er, der durch das monatelange Hungern entkräftet, er, der alles, alles, was er besaß, ins Weidam getragen und jetzt im rauhen Herbst in dünnen, abgenutzten Kleidern einherstreift, er wird überall abgewiesen werden. Wenn man nur bessere Kleider hätte, denkt er... wenn man nur bessere Kleider hätte... dann...

Plötzlich stößt er an jemand und steht auf. Wie er mit gesenktem Haupte einhergegangen, war er an ein Mädchen gerannt, das taumelnd, die übermächtigen Augen mühsam und starr offen haltend, daher kommt. Sie ist noch jung, sehr jung, aber voll entwickelt. Mit tappenden, schweren Schritten stößt sie vorwärts, und jetzt erkennt er sie. Das ist ja die Hilde von der Witwe Frank, die früher im gleichen Hause gewohnt hat. Sie ist dann fortgezogen, damals, als das mit der Hilde passiert war, die in der toten Sommerfaison als Näherin keine Arbeit hatte und dann anfing, auf die Straße zu gehen... und dann krank geworden... und von der „Sitte“ geholt wurde... Ja, denkt er, wenn die erst auf die Straße gehen... Und plötzlich schüttelt es wieder seinen ganzen Körper, sein Mund springt auf und bleibt offenstehen, die Augen weiten sich, als ob sie etwas Furchtbares, Entsetzliches sehen würden... Wird es seiner Anna auch so gehen, ihr, der Elfjährigen, die jetzt schon von Straße zu Straße, von Wirtschaft zu Wirtschaft zieht, mit Schnüren... Er schüttelt sich entsezt... Wird sie auch einmal so durch das Morgen-grau torfein, so... Und wie er in den feuchten, schleimigen, grauen Nebel hineinsieht, wird es ihm zur Gewissheit... sie wird diesen Weg gehen, geht ihn vielleicht schon... Sie wird um ihre Mädchenseele, um ihre Mädchenhaftigkeit gebracht... in den Straßen, in den Wirtschaften... Diese Groschen, die sie am Abend lachend nach Hause bringt, sind schon Sündergeld... Er taumelt über den Fahrdamm. Da hört er dicht vor sich ein lärmendes Getöse und Schimpfen, Gang mechanisch bleibt er stehen und sieht sich um. Da saust ein Automobil dicht an ihm vorüber. „Aha.“ Er denkt, ich hätte überfahren werden können.

Und wie an eine Hoffnung, wie an ein entgangenes Glück denkt er: „Jetzt hätte ich überfahren werden können. Dann wäre alles aus...“

Am Fußsteig angelangt, lehnt er sich an einen Laternenpfahl und denkt: „Überfahren werden können... Alles aus.“ Und bei diesem Gedanken lächelt er. Zum ersten Male seit vielen Monaten. Er sieht und blickt in den Nebel, blickt mit matt-glänzenden Augen den Automobilen nach und lächelt... Überfahren werden können... alles aus...

Jemand rüttelt ihn an den Schultern. Er blickt auf. Ah... ein früherer Arbeitsgenosse. Einer, der gleichzeitig mit ihm entlassen wurde und jetzt auch nach Arbeit sucht. Oder hat er schon Arbeit. Er sieht ernst, aber nicht verzweifelt aus. Er hat keine roten Wangen, aber auch keine im Hungertieber glänzenden Augen. Und er fragt, ob der andere schon Arbeit hat? Dieser verneint. Und jetzt schilt der Frierende und Hungernde, schilt mit geballten Fäusten auf die Welt, das Leben, auf alle, alle und blickt dabei den dahinjaukelnden Automobilen nach und denkt daran, daß unter ihren Rädern alles aus ist... alles aus...

Aber der andere schilt nicht, ballt nicht die Fäuste, verzweifelt nicht an sich und am Leben. Er hat das, was hinter diesem Leben steht, begriffen, das Unsichtbare, das ihn als Arbeitslosen auf die Straße treibt. Das Unsichtbare, das in den Fabrikfontoren, Banken, Warenbörsen das Allmächtige ist und die Betriebe einschränkt. Er hat begriffen, daß er als Einziger von diesem Unsichtbaren erdrückt wird und hat die Gemeinschaft mit seinen Arbeitsgenossen gewöhnt, diese Gemeinschaft mit den Klassenbrüdern, die ihn zwar nicht vor Arbeitslosigkeit, aber vor Entehrung schützt und vor dem Verhungern. Er sieht in Reiz und Gneis, und ihn stärkt und stützt das andere Unsichtbare, die Gemeinschaft mit den Seinen. Ernst, aber ruhig schreitet er durch den Nebel und weiß, daß dieser einmal weichen muß...

Der an den Laternenpfahl Gelehnte wird wieder vom Entsetzen und Hunger geschüttelt. Und wieder richten sich seine Augen auf. Dort taumelt wieder so ein junges Mädchen dahin... so wird einst seine Anna... er wird es nicht verhindern können... vielleicht ist sie schon... oh... vielleicht... er schießt sich auf den Fahrdamm... Dort kommt ein Automobil in rascher Fahrt... er wird... nein, er wird nicht... er will wenden... aber etwas wie Entsetzen, wie Verzweiflung und Hilflosigkeit treibt ihn vorwärts... das mächtige Unsichtbare stößt ihn vorwärts... stößt ihn und stößt ihn vorwärts... unter die Räder...

Kiew.

Von René Schidole.

In Kiew haben sie einem Mann den Prozeß gemacht, nicht, weil er im Verdacht stand, einen Mord begangen zu haben, nicht einmal, weil er ein Jude war, der im Verdacht stand, einen Mord begangen zu haben, sondern weil die Juden im Verdacht stehen, religiöse Morde zu begehen.

Wäre dem Staatsanwalt der Nachweis gelungen, daß es Ritualmorde gegeben hat, so wäre Weills verloren gewesen. So erklärt sich die verblüffende Frage, die der Staatsanwalt an einen Sachverständigen stellte, warum das Judentum der ganzen Welt in Aufregung gerate, wenn ein Jude eines Ritualmordes beschuldigt werde.

Dem das Christentum, nicht wahr, geriete keineswegs in Aufregung, wenn in irgendeinem barbarischen Land ein Christ beschuldigt würde, einen Mord begangen zu haben, den seine Religion ihm vorschrieb.

Der wilde Stamm, dem solches einfiel, würde nur durch eine Auswahl christlicher Bajonette schnell und gründlich eines bessern belehrt. Das ist der einzige Unterschied zwischen dem Fall Weills und dem des mutmaßlichen christlichen Märtyrers.

Vom selben Tiefgang war die andere Frage, ob die Juden die hingerichteten jüdischen „Janatiker“ als Heilige betrachteten.

Der Moskauer Oberrabbiner antwortete sehr schön, die Juden kennen keine Verehrung der toten Gebeine, wohl aber eine Verehrung der Seele ihrer zahlreichen Märtyrer.

Hinter dem Knochenplitter eines christlichen Heiligen her zieht der Har mit ganz Ruhland in mystischer Prozession! Vielleicht ist das der Grund, weshalb sie die jüdischen Märtyrer für höllische Nachahmungen der christlichen Originale, für ein fragenhaftes Possenspiel des Teufels halten? Selbst die Heiligen gelten nur jövel, als sie Bajonette für sich haben.

Die armen Heiligen! Beim vorläufigen letzten „Kreuzzug“, dem Schweine- und Lämmerkreuzzug, sprangen sie, mit Kirchenglocken und Kanonen, in gemeinsamer Prozession gegen die Ungläubigen los. Sie segneten gemeinsame Märtyrer. Ein wahrhaft erhebendes Schauspiel. Der Himmel füllte sich mit Seelen, die aus gespaltenen Schädeln und geschlitzten Eingeweiden kamen.

Blötzlich aber entbrannten sie, die Heiligen in der Prozession, mit ihren Wunden und Aureolen in erbittertem Wettbewerb und begannen, sektamerweise ohne weiteren Schaden für ihre Erztugenden, sich gegenseitig zu meßeln. Und natürlich wurden die gemeinsamen Märtyrer von gestern ebenso schnell zu „ewigen“, „heiligen“ Feinden und die „unsterblichen“ Träger des Goh- und Nachgedankens. Im Namen Christi.

So sind die Menschen. Sie wollen, daß ihre Lügen gleich bis zum Himmel stinken.

Wie gut, wie menschenrein hebt sich aus der blutigen Sumpflust dieser weltlichen Verwirrungen das Bild der jüdischen „Janatiker“, das ein geist- und phantasieloser Teufel von Staatsanwalt gegen einen Kleinen, gleichgültigen Juden heraufbeschwor. Ihr Märtyrium war ohne Glanz. Ihr Name lebt nicht im Echo der Orgeln und Vitaneien. Sie zitterten, todähnliche Kreaturen, einsam und ihrer ganzen Qual bewußt, vor dem Feuer, das zu Gottes Ehre Menschen fraß, wie Strohbandel, und ließen sich fressen. Sie bäumten sich schreiend vor dem Schwert im Weihwedel und ließen sich schänden.

Welch ein Held, Ihr Massenfeslinge, ist doch dieser Weills, von welcher Kraft des Duldens, verglichen mit den trunkenen, hypnotisierten Gorden, die mit Kreuz und Fahne gegen Konstantinopel zogen. Ich kenne in den schönsten Legenden nicht viel, was mich mehr ergriffen hätte als die Worte, die Weills Frau zum Staatsanwalt sagte: Er solle sich jetzt einen anderen Juden suchen, ihr Mann habe lang genug im Gefängnis gefessen.

Sie wußte, ebensogut wie der Staatsanwalt, der auf der Suche nach einem Ritualmord in den Jahrtausenden umherorkelte, daß es nicht um Weills ging, sondern gegen die Juden, und deshalb meinte sie, es brauchte nicht immer gerade ihr Mann zu sein, der herhielt, man könnte vielleicht abwechseln und die Last verteilen. . . Denn sie, die russischen Juden, seien nun einmal da, um zu leiden.

Wenn Tolstoi noch lebte, wäre er vielleicht gekommen und hätte sich statt eines Juden angeboten. Er, der ein Christ war.

Er, der ein Christ sein wollte. . . und es doch erst ganz sein durfte, als der Ruf des Todes ihn wie ein Eissturm packte und auf die Landstraße wies.

Und noch ein Gedanke verließ mich nicht, während ich diesen Prozeß verfolgte, in dem halbtierische Mönche, erklärte Verbrecher und die bezahlten und freiwilligen Fahnenträger einer dumpfen Büterei vorüberzogen.

Zeigte man ihnen ein Bild mit dem gekreuzigten Weills, seinen ihrer Geldrude, sondern ein lebenswahres Bild, auf dem nicht ein siegfriedischer Jüngling aus Israel, kein prächtiger, blonder Russe, sondern der nackte, mit einem schmierigen Leinentuch umgürtete armselige Weills stirbt, ein ausatmender Kadaver, dem der schwarze Zwicker schief auf der Nase saß, und der nichts wäre als die Verkörperung letzter Ohnmacht — sie schrien über eine Gotteslästerung! Die Lust, zu verfolgen und zu töten ergriffe sie! Steine flögen!

Viel Volk stände da, johlend und mit den Armen suchselnd, und zwei, drei kluge Menschen wüschen ihre Hände in Unschuld und „liehen“, in Gottes Namen, wie man so sagt, „der Angelegenheit ihren Lauf“.

Als ich klein war, verprügelten wir unseren Schulfreund Morik, weil er Christus getötet habe; wir waren vier gegen einen, und er wehrte sich nicht. Ich habe seitdem oft gefürchtet, er könnte von diesen frühen Erlebnissen eine bittere Verachtung für regierende Heilige und deren edle Ritter behalten haben, die in der Uebersahl unmenhlichen Mut mit übermenshlicher Dummheit verbinden.

Diese Art Russen, böse Barbarenkinder, wachsen offenbar nie oder nur schwer aus den Kinderschuhen. Aber wenn sie wenigstens Christen wären und sich erinnerten, was man sie gelehrt hat, so wüßten sie, daß Christus, durch ihre Schuld, täglich hundertmal für sie sterben muß, um sie von ihren Sünden loszukaufen, und daß, wenn Christi Menschenleib über der Erde aufgerichtet wäre, sie im Blute waten würden, das ihretwegen ununterbrochen aus seiner Herzwunde strömt. Wenn sie wenigstens Christen sein wollten. Sie sind nur Hunnen.

In einem Berliner Verlag ist, in russischer Sprache, ein Werk über den „letzten Selbstherrscher Rußlands“ erschienen, ein Buch, groß, dick, schwer, wie eine alte Bibel, mit vielen Photographien.

Die ganze russische Revolution ist da in Momentaufnahmen zu sehen.

Manchmal sind es Hunderte und Tausende, in die Koffaden hineinreiten, oder die wie eine einzige große Schmerzensgrimasse aus dem Rauch von Gewehrsalven auftauchen.

Aber man sieht auch zwei, drei, vier zusammengeschlagene Jünglinge, die der Photograph malerisch gegen eine Mauer lehnte, um die elenden, zerrissenen, aus verglasten Augen starrenden Menschenpuppen ordentlich aufnehmen zu können.

Anderstwo brennt ein Dorf und Soldaten mit aufgeschlagenen Seitengewehren stehen da und wachen darüber, daß niemand zu löschen versucht.

Des weiteren bewundert man Transporte nach Sibirien, einwandfreie und anders mit Ausreifern, die wie Wild abgeschossen werden. Von dem einen sieht man nur noch die Hüfte wie die Griffe eines Pflugs aus einem Graben ragen, der andere, der ein Stück weiter kam, springt gerade mit gestreckten Armen in die Höhe, bevor er tot auf das Gesicht fällt.

Ein Gefängnisloch voll Ratten und Gewirm, ein zitternder Anäuel — vorn ein Kleblatt von großen Hunden. Aber die Ratten und das Gewirm sind Frauen und Männer und die Hunde Soldaten in weissen Mänteln.

Es gibt keine Art der Menschentötung und Unterdrückung, die sich in diesem luxuriös gedruckten Buch nicht in einer sauberen Photographie vorfände. Dazwischen Aufnahmen vom Jaren und seiner Familie, erstaunlich intime Bilder, Familienbilder, Amateuraufnahmen, die sich gewiß nicht so leicht verschaffen ließen.

Ich weiß nicht, wie dieses Erbauungsbuch für Sabisten zustande gekommen ist, und warum es, in russischer Sprache,

mit einer Widmung an den Jaren, gerade in einem Berliner Verlag erscheinen mußte. . . Aber als ich bei einem russischen Freund darin blätterte, fiel mir der Attila aus Strindbergs „Historischen Miniaturen“ ein, der, allein auf einer kleinen Bühne sitzend, reglos den grausamen Ausschweifungen seiner Hunnen zusieht, den Kopf halb abgewandt, den Becher mit Wein in den gefallenen Händen. Sein Rang verbietet ihm, wie die anderen zu wüten, mit den Händen, bis an die Ellenbogen, in Blut und Wein und Schreien. Er darf nur den Anblick genießen.

Er ist der König.

Ein hoffnungsvoller Jüngling.

Wissen unsere Leser, wer Wilhelm Kohde ist?

Es ist ein Berliner Jugendchriftsteller, der den verdienten Hamburger Jugendchriftenausschuß in den Verdacht der „Vaterlandslosigkeit“ brachte, als seine Kritik einer schlechten Arbeit von ihm gefährlich zu werden drohte.

Er hatte zwar in seiner Jugendschrift die Saiten nicht zu schlagen verstanden, aber nun schlug er meisterhaft die große Trommel des Kriegervereinpatriotismus. Um seinem Auftreten die rechte Weiße und Kraft zu geben, schredte er sogar vor einer besonders häßlichen Denunziation nicht zurück. Er denunzierte amtierende Hamburger Lehrer als Sozialdemokraten, obwohl er (der selber Lehrer gewesen ist) genau wußte, welche Folgen unter Umständen die Denunziation treffen konnten.

Die ganze Kampagne war um so widerwärtiger, als der Hamburger Jugendchriftenausschuß sich tatsächlich auf einen neutralistischen Standpunkt stellt. Bei dieser Sachlage konnte Herr Kohde mit seinen Anwürfen unmöglich Glück haben, und so holte er sich denn auch in der ganzen Polemik, in die auch Kunstwart und Dürerbund verwickelt wurden, eine vernichtende Niederlage.

Die polemische Musik, die Herr Kohde machte, war also schlecht. Um so besser war die Besinnung, und diese Besinnung hat nun den rechten Lohn gefunden. Wie im Kunstwart mitgeteilt wird, hat der Reichsverband zur Bekämpfung der Sozialdemokratie Herrn Kohde zum Dozenten für seine „Ausbildungskurse“ für Lehrer gewonnen.

In diesen Kurfen hat der hoffnungsvolle Schriftsteller über „bürgerliche und sozialdemokratische Jugendliteratur“ gesprochen. Brauchen wir erst zu sagen, daß er dabei mancherlei Leute entdeckte, die der vaterlandslosen Besinnung hinreichend verdächtig waren?

Es ist das um so selbstverständlicher, als die Vorträge hinter geschlossenen Türen stattfanden, so daß die Angegriffenen sich nicht zu wehren vermochten.

Der Reichsverband zur Bekämpfung der Sozialdemokratie aber kratzt selbstverständlich vor Entzücken und zitiert gerührt die bekannten Verse:

Ah, wie ist es hoch erfreulich,
solchen Jüngling noch zu finden
jezt in unsrer Zeit, wo täglich
mehr und mehr die Bessern schwinden.

.. 70.

Der zischelnde Giftschlange des nationalen Chauvinismus suchen wir überall den Kopf zu zertreten, und darum haben wir, und nicht chauvinistische Blätter vom Schlage der „Post“, „Täglichen Rundschau“ und „Reinisch-Westfälischen Zeitung“, das Recht, gerade im Interesse der Völkerverständigung und Völkerverbrüderung wüste Ausschreitungen des Chauvinismus auch jenseits der schwarz-weiß-roten Grenzpfähle zu brandmarken. Eine solch wüste Ausschreitung, wüster als alles, was auch eine entartete Phantastie zu träumen wagt, ist ein Buch, betitelt: „G. Espé de Metz . . . 70. Cinq Tableaux de la Guerre.“ Diese Subesei, für die der Titel Schunddrama noch zu ehren ist, erscheint eben schon in zweiter Auflage und in äußerlich gefälliger literarischer Aufmachung, die ihre Gefährlichkeit noch vermehrt. Bis zu welchen Ausgebirten des Wahnsinnes sich der nationale Chauvinismus versteigen kann, dafür legen die Szenen dieses Buches herabdes Zeugnis ab.

In der Vorrede berichtet ein Herr Edmond de Chéstimas, der Verfasser folge nur dem einen gemüthollen Leitsatz: „Delenda est Germania!“ Deutschland muß vernichtet werden! Das gibt den

Kriegskameraden.

Von Peter Scher.

Gegen Abend erreichte ein alter Invalide, der mit seinem Leierkasten in den sächsisch-böhmischen Grenzbezirken zu musizieren pflegte, das kleine Dorf Siebenstube. Ein Junge wies ihm den Gasthof „Zur Brettsäge“ und der Alte ging gradestwegs in die Schankstube.

Er war ein mittlerer Stützger mit stark ergrautem Haar. Seine Hüfte stecken in Luchshühen, die mit Lappen umwickelt waren und von Schnüren zusammengehalten wurden. Das linke Bein war steif und schleppte nach.

In der Schankstube waren keine Gäste, nur der Wirt saß auf der Bank an der Längswand des Zimmers und rauchte seine Pfeife. Er war ein knochiger Bauer etwa gleichen Alters wie der Invalide.

„Grüß Gott,“ sagte der Fremde vergnügt, setzte seinen Kasten auf die Ofenbank und fuhr sich mit einem schmutzigen Tuche übers Gesicht.

„Was solls an sei?“ fragte der Wirt mürrisch und musterte den Invaliden von oben bis unten.

„Kost mir scho e Bier un e Käs' ge'm,“ sagte der Invalide und schlug sich aufs Bein, um seine gute Stimmung anzudeuten. Als der Sägewirt aber in seiner reservierten Haltung verblieb, puffte ihn der Alte mit der Faust in die Seite und stieß ein fröhendes Gelächter aus. Da nahm der Wirt die Pfeife aus dem Mund und hielt dem Invaliden die Hand unter die Nase, wobei er Daumen und Zeigefinger bedeutungsvoll aneinander rieb.

„Di jeh,“ rief der Invalide mit einer megwerfenden Handbewegung und schlug auf die Tafel, in der es von Kupfergeld rasselte.

„Scho gutt,“ sagte der Wirt beifällig und gab ihm Bier und Essen. Der Alte verschlang die Nahrung mit starkem Appetit, goß das Bier in scharfen Stürzen hinunter und forderte noch ein Brot. Die Bedienten des Wirtes bewunderten er abermals mit selbstbewußten Schlägen auf seine Tafel und hatte im übrigen ein so munteres und zuverlässiges Auftreten, daß er das Verlangen nach kurzem Jgern erhielt. Bei alledem redete er ununterbrochen drauflos und brachte es binnen kurzem dahin, daß der Wirt den Mund vorerst zu einem beifälligen Nurren und schließlich sogar zu selbständigen Bemerkungen aufst.

Als der Invalide endlich gesättigt war, bedeutete er dem Wirt durch geheimnisvolles Winkeln und mehrfaches Hämmern gegen seine Brusttasche, daß er eine Ueberraschung bereit halte.

„Tu's od her un mär' ni' so lang!“ sagte der Wirt. Der Alte zog ein fetziges Papier aus der Tasche, wickelte es umständlich auseinander und legte vor den Augen des Wirtes eine silberne Medaille auf den Tisch.

„Hel?“ schrie der Wirt betroffen.

„Hel?“ ästte ihm der Invalide nach, stemmte die Arme gegen die Tischplatte und sah ihm gespannt ins Gesicht.

Der Wirt besah die Medaille von beiden Seiten und glökte den Invaliden wie abwesend an. Dann hieb er auf den Tisch, daß das Bierglas hüpfte und schrie: „Deigel — wo host denn Du die her?“

Der Invalide genoh einen Augenblick die Verhäufung des Wirtes, dann richtete er sich stramm auf und schnarrte im Ton einer militärischen Meldung: „Geschüßvormeister Stedelberg, Königgrätz, Anno 66, für tapfere Verteidigung des ähm ahnvertrauten Geschüßs.“

„Ja Mensch,“ schrie der Wirt, „da sin mir ja — sin mir ja — Kriegskameraden!“

Mit diesen Worten langte er seine schwielige Bauernhand über den Tisch und legte sie in die verkümmerte schwarze Pfote des ehemaligen Geschüßvormeisters Stedelberg. Der Invalide sagte pfffig: „Ja ha's gebert, daß Du ooch d'rbei gewesen bist — da miß mer een druff drinken!“ Und er hielt dem Wirt das leere Glas zum dritten Male hin. Mittlerweile war die Wirtin, durch die lärmende Auseinandersetzung angelockt, in die Schankstube gekommen und ihr Mann stellte ihr Stedelberg, der sich mit humoristischen Verrenkungen vielfach vor ihr verneigte, als Kameraden von Anno 66 vor. Die Frau bezeugte indessen nur geringe Freude und zog sich, hinsichtlich der Beche des Invaliden von dunklen Ahnungen erfüllt, maulend in die Küche zurück. Bevor sie die Tür zuschlug, rief sie ihren Mann und keife — laut genug, daß Stedelberg es hören konnte: „Woh od uff den uff!“, worauf der Wirt sie aufgebracht „dummes Mensch“ nannte und mit freundschaftlichen Gefühlen zu dem Invaliden zurückkehrte.

Die beiden Alten sahen bis spät in die Nacht allein in der Schankstube und liehen in ersten und gemüthollen Gesprächen ihre Erinnerungen an die für Oesterreich so bedauerlichen Tage von Königgrätz aufleben. Der Wirt, der bei der Infanterie gestanden war, erinnerte sich schauernd des mörderischen Feuers der Preußen, das seinen Hauptmann, Warba mit Namen, zehn Schritt vor ihm niedergebretcht hatte. Stedelberg seinerseits erzählte mit vielem Feuer von den Strapagen der Artillerie, die in den Schützgruben bei der Orttschaft Dobrenice furchtbare Hindernisse überwinden mußte. Die meisten waren waren freilich davongelaufen und

hatten ihre Geschüße im Dreck stecken lassen. Wer aber war der Wadere gewesen, der seine Kanone zurückgebracht hatte? Geschüßvormeister Stedelberg! Und wer war noch am selben Abend vom Obersten belobt und in ein Buch geschrieben worden? Geschüßvormeister Stedelberg!

Der Wirt schlug dem Invaliden ergriffen auf die Schulter und beide verloren sich in inbrünstige Betrachtungen der Medaille, die der Alte an seiner Brust festgesteckt hatte. Im weiteren Verlauf der Erinnerungen wurden die beiden so gerührt, daß sie sich gegen Ritternacht — sei es aus überschüssigem Gefühl oder um sich gegenseitig zu stützen — flieberhaft umschlungen hielten.

„A—alder Kriegs—Ja—me—rad!“ lallte der Wirt und Stedelberg küßte ihn schuchzend auf beide Waden.

Am nächsten Vormittag gegen neun Uhr wollte Stedelberg, der auf dem Heuboden genächtigt hatte, aus der Schankstube sein Werkel holen, um seine Tour anzufangen. Aber das Werkel war nirgends zu finden. Der Invalide ahnte nichts Böses und begann, eingedenk seiner Freundesrechte, ungeduldig nach Bier zu schreien. Der Wirt ließ sich nicht bliden, dafür tauchte plötzlich die Alte mit unheilvoller Miene auf.

„Auf od Anton,“ sagte Stedelberg, nachdem er sich wieder mit lustigen Verrenkungen vor ihr verneigt hatte.

Da schrie die Frau: „Bessfner Lump — mach od, daß de nauskommst!“

Der Invalide pffte durch die Zähne. „Schau, schau,“ sagte er, tat aber weiter nicht desgleichen und forderte ganz ruhig seinen Kasten.

„Ercht zahlen!“ schrie die Wirtin und rechnete am Schanktisch die Beche zusammen. Es machte eine Krone zwanzig Heller.

„Nu da heert's uff,“ wundert sich Stedelberg, „wuhher weest denn Du, wieviel mir g'offen ha'n!“

„D'r Alde hot's g'fat, er hot sich's scho' g'merkt!“

„Aec su wos, su wos!“ Der Invalide kratzte sich am Kopf und zog seine kleine Handvoll Kupfer aus der Tasche. Es waren aber nur 47 Heller. Als das Resultat feststand, wurde die Frau von einem stürmischen Zorn überwältigt.

„Sauberteil,“ schrie sie gellend, „alder Suffbuckel!“ Damit stürzte sie kreischend hinaus und brachte nach wenigen Minuten den Wirt hinter sich hergeschleppt.

Die Kriegskameraden standen einander gegenüber und sahen sich bestürzt an. Die Alte bedeckte unterdessen mit beiden Händen

passenden Anlaß zu dem, was sich nun filmhaft abrollt. Wie der Titel des Geschichtsbuchs sagt, spielten die Szenen im Jahre 1870. Zwei lothringische Bauern, die als Franktireurs Prussiens abgeschossen haben, kehren mit noch rauchender Plinie in ihre Heimat zurück und lassen sich zum wohlverdienten Schmause nieder. Wüßlich bäumt im Hof, Kommandomotte, Kolbenstämpfen — deutsches Militär ist da. Aber Thomas und François, die wackeren Franktireurs, brauchen nicht zu erschrecken; der Führer der feindlichen Kompanie ist ein Prinz Heinrich von Braunschweig, der die Preußen holt, es ganz in der Ordnung findet, daß auch Zivilisten das Kriegshandwerk treiben, sich freut, daß ihm der kleine Sohn von François sein: Vive la France! ins Gesicht brüllt und sich schmausend am gedeckten Tisch niederläßt. Da aber tritt der einzige Preuze der Kompanie, ein Leutnant mit dem bezeichnenden Namen Preuzkopf herein, und nun wendet sich das Blatt. Denn dieser Leutnant Preuzkopf ist die schärfste, gemeinste, niederträchtigste Kreatur, von der man je Gelegenheit hatte, zu lesen. Der überlebensgroße Wüstling des Kolportageromans ist ein Tugendengel, Franz Moor strahlt im lichteften Weiß neben diesem Urbild verworfenster Schleichheit, dem Leutnant Preuzkopf. Er kauft sofort familiären Wein aus, beleidigt Jeanne, die Tochter des braven François, in der obzönsten Weise, strotzt von widerlichem Phnismus — François sagt: „Das ist ein wahrer Dämon!“ und Thomas unterstreicht: „Es ist ein echter Preuz!“ — und sorgt schließlich dafür, daß Thomas und François kurzerhand an der Gartenmauer erschossen werden. Als ein Soldat ihnen den Gnadenschuß geben will, heißt Preuzkopf: „Laß mir dieses Vergnügen. Sie haben's wahrhaftig nicht mehr nötig, aber es macht mir Spaß, ihnen eine Kugel in den Kopf zu senden (schlecht). Da, alter Lump, das wird für immer der Lauf Deiner geschwollenen Kriosen hemmen, und Du, zahnlöser Schafal, bekommst eine doppelte Portion, obwohl eine Dosis Arsenik für ein Vieh, wie Du eins bist, besser gepakt hätte, als die Pistolenkugel eines preußischen Offiziers. . . . Ein unerhörtes Vergnügen für mich, diese sinkenden Bestien umzubringen, etwas von dem Vergnügen, das Du, Max (zu seinem Varschen), empfinden mußt, wenn Du die Läuse in Deinem Bart zerdrückst. . . . Das Blut hat wahrhaftig einen köstlichen Duft.“

Dieser lobende Sabist ist für Espé de Metz nicht nur das Urbild des Preußen, sondern auch gewissermaßen ein Werkzeug der preußischen Vorsehung, denn im zweiten Akt finden wir ihn im vertraulichen Gespräch mit Bismard, der hier nicht nur der Kanzler, sondern auch der allmächtige Hoerführer ist (in Wirklichkeit führte er darüber, daß die Militärs ihn vollkommen ausschalteten). Auch dieser Bismard ist gottvoll gezeichnet. Zuerst unterhält er sich mit seinem Diener in einem Ton, wie Jubälter ihn anzuschlagen sich schämt, dann feiert er ganz allein eine Bierorgie, prostet sich zu und spricht zu sich selber: „Im Bier wohnt eine Kraft, die den Gliedern zähe Ausdauer, dem Geist durchdringende Klarheit, dem Charakter ruhige Geduld verleiht. Das Bier befeuert die Massen mit wuchtigem Glan, während der Wein die leichtsinnigen und umfüßlerischen Gedanken aufschneidet und den Gehorsam untergründet. Sauf Bier, Bismard, sauf Bier! Das Bier ist die Milch der Teutonen, und weil sie Bier saufen, haben die Teutonen die Franzosen besiegt. . . . Wir werden sie ohne Schwächeanwandlung abschlagen; wir werden sie mit Wonne abschlagen. Und während ihre Frauen wie geängstigte Hündinnen sich in den Kellern vergraben, werden wir unsere Vegetation an dem Flammenherd der brennenden Städte erhitzen.“ So Bismard, dessen gelehriger Schüler Preuzkopf ist.

Denn im dritten Akt hat er Gelegenheit, Bismards Theorie wieder in die Praxis umzusetzen. Ein paar gefangene Franktireurs läßt er Stride unter den Armen durchziehen, sie an Bäume hängen und unter ihren Füßen einen Scheiterhaufen entzünden. So ersiden sie halb, halb verbrennen sie, aber immer, wenn die Bestimmung sie verlassen will, werden sie zur Verlängerung der Materie auf Befehl Preuzkopfs an dem Baume hochgezogen, auf und ab. So nebenbei erschießt Preuzkopf auch noch den edelmütigen, humanen und franzosenfreundlichen Prinzen von Braunschweig. Auch die bayerischen Offiziere des vierten Aufzugs sind vollendete Idioten, die sich vor Abscheu schütteln, wenn sie nur an Preußen denken, und von denen man nicht begreift, warum sie nicht auf der französischen Seite fechten. Zum Kontrast taucht der Teufel Preuzkopf wieder auf und löst seine eigenen Schandthaten und das ganze Werk, indem er die arme Jeanne des ersten Aufzugs, die inzwischen über den hereinbebrochenen Schrecken den Verstand verloren hat, aus niedriger Nachsicht zusammenschleichen läßt. Während sie unter den preußischen Augen zusammenbricht, wendet

se sich, die Revanche heraufbeschwörend, eine zweite Jungfrau von Orleans, mahnend ans Publikum: „Souviens-toi!“ („Denk daran!“). Auf Gemüter, denen sich die Klarheit des Denkens leicht verliert, muß dieses Nachwort wirken wie Kontraband auf den Protiler, trotz oder wegen der Plumpheit und Arakheit seiner Effekte muß es die allerübelsten Instinkte aufspalten und in naive Seelen die Saat eines furchtbaren Hasses ausstreuen. Aber das Beschränkte ist, daß diese Ausgeburt des haubinistischen Wahnsinns von großen Pariser Blättern nicht etwa mit Ekel zurückgewiesen, sondern lobend angezeigt wurde. Unsere französischen Parteifreunde haben wahrhaftig noch viel mühevollere Arbeit zu leisten!

Vom Jahrmarkt des Lebens. Die Wahlstiefel.

Eine Freiburger Moritat.

Zu Freiburg, der getreuen Stadt,
Ein Kaktum sich ereignet hat,
Das jeder brave Zentrumsmann
Kopfschüttelnd nur vernehmen kann.

Ein Weib, im Stillsen Merkmal,
Das hat zur letzten Landtagswahl
Dem Mann verfiel der Stiefel zween,
Dah er nicht konnt' zur Urne geh'n.

Verlassen hat sie drauf das Haus,
Der Mann lief bald die Wunde naus —
Unkonst! unkonst! Rings war ein: Halt!
Und barsch war's ihm doch zu falt.

Da schleicht's die Treppe still heran.
Wer ist's? Ein braver Zentrumsmann!
Zur Urne holen will er ab
Den, der noch nicht die Stimme gab.

Das ist ein Netter in der Not!
Vom Fuß zieht gleich der Patriot
Sich ab die Stiefel alle beid' —
Das hat den Wähler sehr gestreut.

Er schlupft hinein ins Stiefelpaar,
Stirmt fort zur Urne, wie er war,
Der andre aber harret indes,
Dah der zurüde lehrt eppreh.

Die Zeit vergeht, die Zeit verfliegt,
Der Schleppe wie auf Rollen sigt.
Wo nur der dumme Wähler bleibt?
Am End' hat er sich fest gekneipt!

Dertweilen kommt die Frau noch Haus,
Die sieht den „fremden Kerl“, o Graus,
Doch schnell hat der sie, ehrewort,
Ob seines Hierseins aufgeläut.

Da spricht im Horn zu ihm die Frau:
„Du Fiel, das war wenig schlau!
Bracht's Deine Sache selbst in Not,
Denn, ach, mein Alter wählt ja — rot!“

Daraus ergibt sich diese Lehr':
Pump' sorglos nicht die Stiefeln ber,
Damit ein andre wählen kann,
Sonst — geht Dir's wie dem Zentrumsmann!

Der Hülsen-Prozess.

Der Herausgeber eines „nationalen“ Berliner Montagsblattes ist wegen Beleidigung des Intendanten Graf Hülsen zu einem Jahre Gefängnis verurteilt worden. Er hatte ihm homosexuelle Reigungen nachgesagt.

Das Urteil scheint hoch, ist's aber nicht. Walter Steinthal ist der Typ der Journalisten, wie wir sie im Prozeß um die „Wahrheit“ massenweise auftauchen sahen: junge Burschen, die von der Politik nur soviel wußten, daß Diplomaten nicht inselieren würden und daß man sie darum ruhig angreifen dürfte. Denn bei dieser Gattung Blätter ist meist ein Zusammenhang zwischen Redaktion

Gegen Mittag hatten sie den größten Teil des Ortes absolviert. An einem Wiesentrain gingen sie daran, das Weib zu zählen. Da schoß auch schon die Wittin, die ihnen vorsichtig hinter den Kackern nachgeschlichen war, unversehens hervor und gestellte sich zu ihnen. Nach eingehender Vernehmung ergab sich ein Liebeskuß von zwanzig Kreuzern. Der Witt hielt diese Summe zögernd in der Hand. „Kamarad“, sagte er mit bewegter Stimme und mit ehrfurchtsvollen Blicken auf die Tappferkeitsmedaille, „Kamarad — ich geb' Dir'sch gerne!“ und Stedelberg unklammerte die Hand mit den Kupferstücken und schüttelte sie kräftig. „Aber Kriegskamarad“, sagte er, schludte hastig und ließ die Kreuzer in den zusammenggelegten hohlen Händen rasseln. Der Witt hieß ihm vergnügt auf die Schulter: „Da kenn' m'r ja noch een uff Sechsensechz'ch drinken!“

Der „gelernte“ Dichter.

Da haben wir unheilbaren Idioten und immer eingebildeten Dichter werde geboren, komme mit einer inneren Verurteilung zur Welt, trage die Flamme des Genius von Ursprung in der Brust. Unzeitgemäße Romantik! Im zwanzigsten Jahrhundert lernt das Dichten, wer will, so wie man Tennis und Tango, Klavier und Gitarre lernt. Wer Rit- und Nachwelt durch verblühende Dichtungen erschüttern will, aber seiner Phantasie weder einen einzigen Sach abzuquetschen vermag, noch Sonne auf Wolke zu reimen weiß, nun, der nimmt eben Dichtstunden, wie sie in den „Frankfurter Nachrichten“ wie folgt angezeigt werden:

Unterricht in der Dichtkunst wird erteilt an reis. Damen. S t d. 2 M. u n t. E r f o l g. D i n. 171 a. P i l. S c h a i r p l a y 8

Hier tut nicht Ven Albo, sondern Postreifer Gaby den Mund auf, hier heißt es nicht: Alles schon dagewesen!, sondern: Es ist erreicht! Nun strömt herbei, Müller, Schulze, Lehmann, Schmidt und Pieske, nehmt Unterricht in der Dichtkunst, dichtet darauflos, führt in die Saiten! Armer Goethe! Armer Schiller! Armer Heine! Es waren ganz talentierte Leute, aber sie nahmen leider keinen Unterricht in der Dichtkunst. „Stunde 2 M. unter Erfolg“ und habens darum auch zu nichts Rechtem gebracht. Aber dem „gelernten“ Dichter gehört die Zukunft. Fünfzig Stunden zu 2 M. („unter Erfolg“) und einen Faust schüttelt er nur so aus dem Handgelenk. Freiwillige vor!

und Inseratenannahme nicht vorhanden, weil beides dasselbe ist. Gut: das ließe sich für die Opfer allenfalls durch Selbstzahlung abwenden. Aber viel schlimmer war und ist die Neigung dieser „Journalisten“, die schmutzigen Wäsche gleich abzuholen und sie auf offenem Marktplatz zu waschen. Ist Fräulein Paula D. . . noch Jungfrau?! — Hoho: da waren sie dabei! — Kein Brief, der nicht frech veröffentlicht wurde, kein gestammeltes Liebeswort, das der Reporter, der gleich neben anderen nützlichen Gegenständen unterm Bett gelegen haben mußte, nicht fleißig aufnotiert hatte und nun berichtete.

Revolverjournalisten hat immer gegeben. Aber wohl nie ein so zahlreiches Publikum, eine so begierige Menge, die mit wonnigem Behagen das Geschlechtsleben des Kommerzienrats K. durchschmüffelte. Und der Leser wurde sein Bedient, das kann man sagen. „Etwas Sabismus gefällig? — Eine kleine Notiz? — Ein gefallenes Mädchen aus bester Familie?“ — Man hatte alles vorrätig, und man darf ja nicht etwa glauben, daß die Redaktion immer Inserate fördern wollte. Psst! So unsauber waren Ihre Absichten nicht. Abonnenten und Leser wollte man doch auch haben, schließlich . . . Es war eine ideale Freude am Dreck.

Dieser Fall ist besonders widerwärtig, weil kein, aber auch gar kein Material vorlag, das die schmierigen Andeutungen, das elchastige Augenblinzeln gerechtfertigt hätte. Das Papier beabsichtigte einfach, seine Leser aufzuklären. Nachher meißt der Herr Redakteur, weiß von nichts, und schickt seine Frau zu dem Beleidigten, er möge ein Gnadengesuch besurworten. Der Graf war nicht abgeneigt, und das ist nett. Er ist einer der wenigen, die so einen Menschen einmal gefaßt haben.

Wir ändern aber haben allen Grund, weniger schönend zu sein. Das Paß, das die Nacht, die die Druckerwärme immerhin doch darstellt, so insam ausnützt, gehört nicht unter anständige Menschen. Das war kein Preßedelikt, ja nicht das war eine entehrende Strafe. Sie wurde gerecht dosiert, aber falsch begründet. Nicht weil es die Homosexualität war, Herr Staatsanwalt, sondern weil es eine Schweinerei ist, im Privatleben fremder Menschen ohne Not zu wühlen. Hände weg! Es geht euch nichts an! Was wäre denn, wenn Graf Hülsen wirklich homosexuell ist? — Man hätte ihn in einen Meineid hineingebeut, Steinthal wäre billiger davongekommen, aber verdient hätte er genau so viel, wenn nicht mehr. Hände weg! Wir interessieren uns nicht für fremde Beiten, in dem man — noch Hebel — seinen Gegner nicht aufsuchen soll. Dieser hat's getan, ist bestraft worden, — nur sein Publikum läuft frei herum und sucht, wen es verschlänge.

Die hohe Schule war Harden. Wahrlich: hier ist nur ein Unterschied zwischen damals und heute, das ist der Preis der Zeitschriften. Es ist nur dieser eine Unterschied: 45 Pfennig. —

Der Bund der Deutschen.

Ein neues Volkwerk wider den Umsturz und die Fremdherrscher in deutschen Landen ist entstanden. Die großen Tage der Erinnerung an das Jahr 1813 haben einigen Professoren, Gymnasiallehrern und Lokomotivführern a. D. den Anstoß gegeben zu einer neuen teutsch-bölkischen Organisation. Die diversen vorhandenen Spielarten des Teutschtums erfüllen ihren Zweck nur mangelhaft, dem neugegründeten Bunde bleibt der Sieg über die Fremdherrschaft in Deutschland vorbehalten. „Der Sieg“ heißt darum auch das Amtsblatt des Bundes der Deutschen. Und wie die Germanen mit einem Schladtrufe in das Feld zogen, so tritt auch der Bund der Deutschen mit dem Schladtrufe „Für Kaiser und Reich“ in die Arena. Wohl des Glaubens, daß mit diesem einen Schladtruf der Sieg nicht zu erringen sei, haben die professoralen Gründer noch zwei andere Kriegsrufe in petto: „Hilfe in Not und Gefahr!“ und „Deutschland für die Deutschen!“. Das wird ein nettes Schladtrufe werden.

Wer aber glaubt, daß es jedem Deutschen möglich sei, nun Bundesmitglied zu werden, der irrt gewaltig. „Ausgestoßen ist, wer gegen den Thron ist, und dem Zerförer hilft, aus unserer Gemeinschaft der Deutschen!“ Und darum wird beim Eintritt von Mitgliedern der folgende Nützlichwaur verlangt:

Eidesstattliche Versicherung.

Ich versichere hiermit nach bestem Wissen und Gewissen, daß ich blutsdeutscher Herkunft bin und (für den Fall der Verheiratung) daß auch meine Frau blutsdeutscher Herkunft ist.

Meineidig wird keiner, denn mikroskopische Untersuchung des Blutes ist nicht Bedingung. Sollte aber ein Deutschbändler ver-

die Kreuzerstücke auf dem Tisch und geterte: „Do leih' d'r Dred — see Kreizer mehr hor's ade Ruder!“

Der Witt empfand es unbehaglich, Stedelberg ins Gesicht zu sehen, denn von der Brust des Invaliden blinkte noch von der Nacht her die silberne Tappferkeitsmedaille.

„No Anton“, sagte Stedelberg gemächlich, „was is denn mit'n Werfel?“

„Nichte is — dablei'm dult!“ eiferie die Wittin.

Der Witt schielte nach der Medaille und wadelte unschlüssig mit dem Kopf, dann blingte er nach dem Weib auf dem Tische und sagte gemächlich: „No Kamarad — was host denn da!“

„Verz'ch Heller“, schrie die Wittin anklagend.

Der Witt zog ein bedenklisches Gesicht und simulierte lange. Stedelberg, der seine gute Laune noch immer nicht verloren hatte, pufte ihm ins Kreuz und sagte: „Geh Anton, Du werst m'r doch m's Werfel habehalten woll'n — alder Kriegskamarad?“

Auf dem Gesicht des Wirtes malte sich ein harter Seelenkampf; endlich sagte er mit einem Aud: „Kamarad — weil Du's bist — ich geb' Dir'sch Werfel!“

Stedelberg nickte nur vergnügt und drückte die Brust mit der Medaille noch kräftiger durch; die Frau hingegen brach in laute Jammerredn aus.

Nach einer Weile fuhr der Witt fast feierlich fort: „Ich geb' Dir'sch Werfel un mir gih'n beisamm' von Haus ze Haus.“

„Beisamm' — wie meenst enn des?“ fragte Stedelberg verwundert.

„Ku esach su — Du werfelst n' Rodezlamarisch un ich sammet's Geld su lang, bis de Schuld bezahlt is!“

Die Wittin nickte beifällig. Der Invalide kuckte und überlegte, dann sagte er: „Nu, wenn de meenst, das m'r'sch gesamm' bring'!“

„Gieb odd' Werfel, Alde“, sagte der Witt und langte seine Rüge vom Nagel.

Stedelberg und der Witt gingen gewissenhaft von einem Haus zum andern, wobei sie zwischendurch ihre Erinnerungen an die Tage von Königgrätz wieder aufnahmen und manchem Ereignis neue ergreifende Seiten abgewannen. Immer wenn der Invalide ein Stück gewerkelt hatte und der Kopf eines Bauern oder einer Frau am Fenster erschien, schrie der Witt hinauf: „Leih' od' noch een Kreizer druff — 's ist ja mei Kamarad von Sechsensechz'ch.“ Bei diesen Worten hob der Invalide jedesmal die Rüge hoch und nicht beständig mit dem Kopf. Wo aber die Medaille nicht genügte, wies der erzürnte Witt auf Stedelbergs gereitete Kanone hin und darauf meheten sich die Kreuzer ziemlich rasch.

messen genug sein, seine Augen auf ein Mädchen mosaischer Gottesfunde — deutschhändlerisch heißt Religion Gottesfunde — zu werfen, fliegt er natürlich aus dem germanischen Bundestempel hinaus.

Was in allem ist also durch die Bundesbestimmungen dafür gesorgt, daß der Bund der Deutschen eine Weile die Lauchmühle des Publikums erregt, und das ist in unserer ersten Zeit immerhin ein Gewinn.

Der Toilettenpiegel des Rekruten.

Auf recht pfiffige Weise versucht ein französischer Regimentskommandeur in Fontainebleau das militärisch-schneidige Aussehen seiner Rekruten zu erreichen. Der Herr Kommandeur hatte auf seinen Spaziergängen wohl beobachtet, welche Vorliebe junge Damen und auch — Herren für die Spiegelscheiben der großen Auslagen an den Tag legen. Das übertrug er aufs Militärische und erließ folgenden Ukas: „An die Rekruten! Den Rekruten diene zur Kenntnis, daß ihnen anempfohlen wird, bei ihren Spaziergängen durch die Stadt ab und zu Wände in die Schaufenster zu werfen und sich so zu überzeugen, daß der Sitz der Uniform nichts zu wünschen übrig läßt. Auch die militärische Haltung kann auf diese Weise einer Prüfung unterzogen werden. Jeder Rekrut möge sich stets der Augen halten: „Ein gutgekleideter Soldat ist fast immer auch ein guter Soldat.“

Hoffentlich übersehen die Soldaten beim eifrigen Kosettieren mit ihrem eigenen Ich nun nicht, daß Vorgesetzte an ihnen vorüberflanierten. Dann dürften sie statt Belobigungen zu erhalten in den Kasen fliegen.

Ich hab' ihn heut' geseh'n!

Varieté und Kabarett wissen sich preislich dem Geschmack von heute anzupassen. Die kleinen Mädchen — wenn sie auch nur einen Zivillisten zum Schatz haben — schwärmen fürs zweierlei Tuch und allem was dazu gehört, während des jungen Elegants Sinn mehr aufs Erotische gerichtet ist. Unsere Coupletdichter müssen daher beiden Forderungen des Tages Rechnung tragen und so wechselt denn in unseren Kabarets die Jote mit der noch widerlicheren patriotischen Phrase. Was man alles auf dem Gebiete des Varietismus dem großen Dummel Publikum bieten darf, zeigt eine Probe, die ein Berliner Musikalienverlag an Varietétänzer versendet. Der finbige Verleger will mit folgenden Versen, Kaiser-Revue betitelt, sein Geschäftchen machen:

Ich hab' ihn heut' geseh'n, er ließ Revue passieren,
Vor seinem Herrscherbild die Truppen defilieren.
Ich hab' ihn heut' geseh'n, wie schmolz das Herz voll Lust,
Mit den Soldaten rief ich Hurra aus voller Brust.
Die sah er auf dem Hofse so sicher und so stolz,
Viel schöner ist's als meines, denn das ist nur von Holz,
Es tanzt so fein und gierlich, so edel ist sein Blut,
Der Stolz auf seinen Reiter macht es so frohgemut.

Und das geht durch acht Strophen weiter. Es ist zum Br—ustkraut werden!

Spiel und Sport.

Schwimmfest des Arbeiter-Schwimmervereins.

Der dem Arbeiter-Schwimmerbunde angehörende Arbeiter-Schwimmerverein hielt am Sonntag in der städtischen Badeanstalt Dennewitzstraße vor vollbesetztem Hause sein internes Schwimmfest ab. In einer Ansprache wies der Vorsitzende darauf hin, es seien in diesem Jahre vierhundert neue Mitglieder gewonnen. Der Verein wolle bei diesem Feste sein Können durch Ringen, Reigen, Gruppenaufführungen und Rettungsvorführungen zeigen.

Resultate:

1. Kombinierte Reigen. — 2. Mädchenschwimmen, 2 Bahnlängen, 46 Meter. 1. S. Rachtigall, 3. Abt., 1 Min. 3/4 Sek. 2. G. Reinig, 2. Abt., 1 Min. 5/8 Sek. — 3. Damenschwimmen, 3 Bahnlängen, 60 Meter. 1. E. Cassan, 1. Abt., 1 Min. 17/8 Sek. 2. A. Gah, 3. Abt., 1 Min. 18 Sek. 3. M. Webes, 3. Abt., 1 Min. 18 1/2 Sek. — 4. Jugendbogenschieße, 4mal 2 Bahnlängen. 1. Abteilung I 2 Min. 30 Sek. — 5. Anabenschwimmen, 3 Bahnlängen. 1. R. Jarosch, 3. Abt., 1 Min. 14 Sek. 2. A. Rottke, 1. Abt., 1 Min. 18 1/2 Sek. 3. A. Wilde, 1. Abt., 1 Min. 22 1/2 Sek. — 6. Tandemschwimmen, 3 Bahnlängen, 60 Meter. 1. R. Küdlich, 3. Luise, 1. Abt., 1 Min. 2 1/2 Sek. 2. E. Schulte-P. Jepsig, 2. Abt., 1 Min. 58 Sek. — 7. Wasserballspiel. Charlottenburg-Lichtenberg mit 1:0 für Charlottenburg. — 8. Jugendschwimmen, belgische Schwimmt, 92 Meter. 1. P. Rachtigall, 3. Abt., 1 Min. 19 Sek. 2. W. Fische, 1. Abt., 1 Min. 20 Sek. 3. P. Lange, 1. Abt., 1 Min. 25 Sek. — 10. Ruderkampf. 1. I. Abteilung 40 Punkte. 2. V. Abteilung 31 1/2 Punkte. — 11. Jugendschulbrustschwimmen. 1. P. Idert, 4. Abt., 4 Punkte. 2. W. Fische, 1. Abt., 3 1/2 Punkte. 3. P. Lange, 3. Abt., 3 1/2 Punkte. — 12. Hauptschwimmen, 8 Bahnlängen, 184 Meter. 1. R. Küdlich, 1. Abt., 2 Min. 51 1/2 Sek. 2. P. Nestig, 2. Abt., 2 Min. 57 Sek. 3. A. Schilde, 1. Abt., 3 Min. 11 1/2 Sek.

Fußball.

Fichte 9, 2. Mannschaft, gegen Fichte 16, 2. Mannschaft, 2:2; Fichte 9 gegen Fichte 18 4:1 für Fichte 9; Fichte 13 gegen Freie Sportvereine 0:0 (Halbzeit 5:0); Freie Turnerschaft Charlottenburg, 2. Mannschaft gegen Fichte 7, 2. Mannschaft, 11:2 für Fichte 7; Froh und Frei gegen Kuruz, Kuruz kampfslos gewonnen; Freie Turnerschaft Neufölln gegen Küstig-Vorwärts Neufölln, 1. Mannschaft, 3:2, wegen Regen abgebrochen; Küstig-Vorwärts, 1. Jugend, gegen Freie Turnerschaft Friedriehsfelde 1. Jugend, 3:2 für Küstig-Vorwärts; Jung-Stralau, 1. Jugend, gegen Küstig-Vorwärts, 2. Jugend, 7:3 für Jung-Stralau; Weihenstep gegen Neu-Hellas 7:2 für Neu-Hellas (Halbzeit 3:1 für Neu-Hellas); Fichte 8 gegen Adler, 2. Mannschaft, 8:4 für Adler; Dabmannsdorf gegen Velten, 1. Mannschaft, 5:1 für Velten; Hertia 12 gegen Burgund, 2. Mannschaft, 1:1; Hertia 12 gegen Siche-Regel, 3. Mannschaft, 3:1 für Hertia; Hertia gegen Libertas, 1. Mannschaft, 2:0 für Hertia; A. B. C., 1. Mannschaft gegen Freie Sportvereine 2:0 für A. B. C.; dieselben 3. Mannschaften 6:0 für A. B. C.; Fichte 17 gegen Fichte 3 6:4 für Fichte 17; Fichte 12 gegen Altemania 5:1 für Altemania; Schöneberg gegen Charlottenburg 1:0 für Schöneberg; Altemania gegen Obersee 2:2; Adlershof gegen A. B. C. 3:2 für A. B. C.; Jung-Stralau gegen Eintracht 4:2 für Jung-Stralau; Fichte 1 gegen Fichte 8 4:4; Adler gegen Panlow 21:0 für Adler; Reinoldsdorf gegen Fichte 4 3:0 für Reinoldsdorf; Friedriehsfelde, 1. Mannschaft, gegen Weihenstep Sportklub 3:1 für Weihenstep; A. B. C. gegen Altemania, 2. Mannschaft, 4:0 für Altemania; Fichte 7 gegen Charlottenburg 11:2 für Fichte 7.

Tauschball.

Vorsigwalde gegen Siche-Regel 66:77 für Vorsigwalde (außerdem hat jeder Verein ein Freispiel); Berlin-Schönholz gegen Bernau 60:50 für Bernau.

Arbeiter! Genossen!

Vertreibt die arbeiterfeindliche Presse aus Euren Wohnungen!

In das Heim des Arbeiters gehört der „Vorwärts“!

Bestimmter Adressat: Hans Weber, Berlin. Für den Inzeratenteil verantw.: Th. Glade, Berlin. Druck u. Verlag: Vorwärts Buchdruckerei u. Verlagsanstalt Paul Singer u. Co., Berlin SW.

Bekanntmachung.

Betrifft die Wahlen zum Ausschuss der neuen allgemeinen Ortskrankenkasse Berlin-Lichtenberg.

Nachdem die von den städtischen Körperschaften hier beschlossene Satzung nebst Wahlordnung für die zum 1. Januar 1914 zu errichtende neue Allgemeine Ortskrankenkasse Berlin-Lichtenberg die Genehmigung des Königlich-Oberversicherungsamts Groß-Berlin gefunden hat, werden die beteiligten Arbeitgeber und Beschäftigten zu den Wahlen der Vertreter und Ersahnmänner zum Ausschuss der neuen Kasse wie folgt berufen.

Die Wahlen aus dem Kreise der Versicherten finden statt am Freitag, den 19. Dezember, nachmittags von 5 bis 8 1/2 Uhr, die Wahlen aus dem Kreise der Arbeitgeber am Mittwoch, den 20. Dezember, nachmittags von 4 bis 7 Uhr.

Für die vorbezeichneten Wahlen sind folgende Wahlbezirke und Wahllokale festgesetzt:

1. Wahl der Arbeitnehmer (Versicherten):
Bezirk I: Stadtbezirk Lichtenberg innerhalb der Ringbahn, Wahllokal: Prachtstraße des Otens, Frankfurter Allee 151/152.
Bezirk II: Stadtbezirk Lichtenberg außerhalb der Ringbahn, Teil nördlich der Frankfurter Allee bezw. Frankfurter Chaussee nebst der Nordseite dieser Straße, Wahllokal: Restaurant Schwarz, Möllendorffstr. 25/26.
Bezirk III: Stadtbezirk Lichtenberg außerhalb der Ringbahn, Teil südlich der Frankfurter Allee bezw. Frankfurter Chaussee einschließlich der Südseite dieser Straße, Wahllokal: Restaurant Steuer, Frankfurter Chaussee 126.
Bezirk IV: Stadtbezirk Rummelsburg innerhalb der Ringbahn (Vohagen), Wahllokal: Kerns Festhalle, Türschmidstr. 45.
Bezirk V: Stadtbezirk Rummelsburg außerhalb der Ringbahn, Wahllokal: Café Bellevue, Hauptstr. 2.
Die Wahlbezirke I bis III umfassen den bisherigen Krankenkassenbezirk Lichtenberg, die zu IV und V den bisherigen Krankenkassenbezirk Vohagen-Rummelsburg.

In dem Wahlbezirk II wird in dem erwähnten Wahllokal in zwei Gruppen gewählt werden, und zwar sollen zur ersten Gruppe die Versicherten, deren Zuname von A bis K beginnt, und zur zweiten Gruppe die, deren Zuname von L bis Z beginnt, gehören.

2. Wahl der Arbeitgeber:
Bezirk I: Stadtbezirk Lichtenberg innerhalb der Ringbahn, Wahllokal: Prachtstraße des Otens, Frankfurter Allee 151/152.
Bezirk II: Stadtbezirk Lichtenberg außerhalb der Ringbahn, Wahllokal: Ruhm, Frankfurter Chaussee 116.
Bezirk III: Stadtbezirk Rummelsburg (Bezirk der bisherigen Krankenkasse Vohagen-Rummelsburg), Wahllokal: Kerns Festhalle, Türschmidstr. 45.

Es sind von den bei der neuen Allgemeinen Ortskrankenkasse hier zu versichernden Arbeitnehmern aus ihrer Mitte 60 Vertreter und 120 Ersahnmänner und von den bei der genannten Kasse beitragspflichtigen Arbeitgebern aus ihrer Mitte 30 Vertreter und 60 Ersahnmänner zu wählen.

Wählt wird auf die Dauer von 4 Jahren.

Wahlberechtigt sind die in Frage kommenden volljährigen Arbeitgeber und Versicherten.

Wählbar als Vertreter der Arbeitgeber sind nur solche Arbeitgeber, die für ihre versicherungspflichtig Beschäftigten Beiträge an die neue Allgemeine Ortskrankenkasse zu zahlen haben.

Arbeitgeber, die selbst versichert sind, zählen zu den Arbeitgebern nur dann, wenn sie regelmäßig mehr als zwei versicherungspflichtige Beschäftigten, andernfalls zu den Versicherten.

Für die Wahlbarkeit stehen den Arbeitgebern bevollmächtigte Betriebsleiter, Geschäftsleiter und Betriebsbeamte der beteiligten Arbeitgeber gleich. Nicht wählbar sind Mitglieder einer Behörde, welche Aufsichtsbefugnisse über die Kasse hat.

Jeder wahlberechtigte Versicherte hat eine Stimme. Die Arbeitgeber führen für einen versicherungspflichtigen Beschäftigten eine Stimme; Arbeitgeber, die mehrere versicherungspflichtige Beschäftigten, führen bis zu 100 versicherungspflichtig Beschäftigten für je angefangene 10 und bezüglich der über 100 hinausgehenden Zahl für je angefangene 20 Beschäftigte eine Stimme. Mehr als 30 Stimmen kann kein Arbeitgeber führen.

Wählbar als Vertreter der Versicherten ist nur, wer bei der neuen Kasse zu versichern ist.

Wählbar sind nur volljährige Deutsche.

Weder wählbar noch wahlberechtigt sind die Arbeitgeber unständig Beschäftigter als solche und ferner versicherungspflichtige, die Mitglieder einer Ersahnkasse sind und auch zur neuen Kasse nicht überreten.

Nicht wählbar ist:

1. Wer infolge strafgerichtlicher Verurteilung die Fähigkeit zur Verrichtung öffentlicher Ämter verloren hat oder wegen eines Verbrechens oder Vergehens, das den Verlust dieser Fähigkeit zur Folge haben kann, verfolgt wird, falls gegen ihn das Hauptverfahren eröffnet ist;

2. wer infolge gerichtlicher Anordnung in der Verfügung über sein Vermögen beschränkt ist.

Wer als Arbeitgeber wählbar ist, kann die Wahl nur ablehnen, wenn er

1. das sechzigste Lebensjahr vollendet hat,

2. mehr als 4 minderjährige eheliche Kinder hat, Kinder, die ein anderer an Kindesstatt angenommen hat, werden dabei nicht gerechnet,

3. durch Krankheit oder Gebrechen verhindert ist, das Amt ordnungsmäßig zu führen,

4. mehr als eine Vormundschaft oder Pflegschaft führt. Die Vormundschaft oder Pflegschaft über mehrere Geschwister gilt nur als eine, zwei Gegenvormundschaften stehen einer Vormundschaft, ein Ehrenamt der Reichsversicherung einer Gegenvormundschaft gleich.

3. während der unmittelbar vorhergehenden Wahlzeit das Amt mindestens zwei Jahre geführt hat.

Ein Arbeitgeber, der die Wahl ohne zulässigen Grund ablehnt, kann mit Geldstrafe bis 500 Mark bestraft werden.

Die Wahlen sind geheim. Gewählt wird nach den Grundätzen der Verhältniswahl, nach näherer Bestimmung der Wahlordnung.

Die Wahlberechtigten werden hiermit aufgefordert, Wahlvorschläge gesondert für die beteiligten Versicherten und Arbeitgeber aufzustellen und dem unterzeichneten Versicherungsamt, und zwar für die Versicherten bis spätestens den 4. Dezember und für die Arbeitgeber bis spätestens den 5. Dezember 1913 einzureichen.

Die Wahlvorschläge müssen von mindestens je 10 Wahlberechtigten der betreffenden Gruppe mit zusammen mindestens 30 Stimmen unterzeichnet sein. Unterzeichnet ein Wähler mehr als einen Wahlvorschlag, so wird sein Name nur auf dem zuerst eingereichten Wahlvorschlag gezählt und auf den übrigen Vorschlägen gestrichen. Sind mehrere Wahlvorschläge, die von demselben Wahlberechtigten unterzeichnet sind, gleichzeitig eingereicht, so gilt die Unterschrift auf demjenigen Wahlvorschlag, welchen der Unterzeichner binnen einer ihm gesetzten Frist von höchstens zwei Tagen bestimmt.

Unterläßt dies der Unterzeichner, so entscheidet das Los.

Jeder Wahlvorschlag darf höchstens dreimal so viel Bewerber benennen als Vertreter zu wählen sind. Die einzelnen Bewerber sind unter fortlaufender Nummer aufzuführen, welche die Reihenfolge ihrer Benennung ausdrückt und nach Familien und Vornamen, Beruf, Wohnort und Wohnung zu bezeichnen. Bei Versicherten ist auch der Arbeitgeber, bei denen sie beschäftigt sind, anzugeben. Mit den Wahlvorschlägen für Versicherte ist von jedem Bewerber eine Erklärung darüber vorzulegen, daß er zur Annahme der Wahl bereit ist. Bei den Wahlvorschlägen für Arbeitgeber ist eine solche Erklärung nur erforderlich, soweit ein vorgeschlagener Bewerber nach § 17 der Reichsversicherungsordnung zur Ablehnung der Wahl befugt ist.

In jedem Wahlvorschlag ist ferner ein Vertreter des Wahlvorschlags und ein Vertreter für ihn aus der Mitte der Unterzeichner zu bezeichnen. Ist dies unterblieben, so gilt der erste Unterzeichner als Vertreter des Wahlvorschlags und soweit eine Reihen-

folge erkennbar ist, der zweite als sein Stellvertreter. Der Wahlvorschlagsvertreter ist berechtigt und verpflichtet, dem Versicherungsamte die zur Befestigung etwaiger Anträge erforderlichen Erklärungen abzugeben.

Zwei oder mehrere Wahlvorschläge können in der Weise miteinander verbunden werden, daß sie anderen Wahlvorschlägen gegenüber als ein einziger anzusehen und zu behandeln sind. In solchen Fällen müssen die Unterzeichner der betreffenden Wahlvorschläge oder die Wahlvorschlagsvertreter übereinstimmend spätestens eine Woche vor dem Wahltag dem Versicherungsamte gegenüber die Erklärung abgeben, daß die Vorschläge miteinander verbunden sein sollen.

Die zugelassenen Wahlvorschläge werden vor der Wahl nach § 116 der neuen Kassensatzungen bekannt gemacht und den Beteiligten auf Wunsch im Dienstzimmer des Versicherungsamtes, Möllendorffstr. 111, Zimmer 23, werktäglich von 9 bis 3 Uhr, zur Einsicht vorgelegt werden.

Enthält ein Wahlvorschlag mehr Bewerber als zugelassen sind, so werden diejenigen Vorgesetzten gezeichnet, deren Namen den in der zulässigen Zahl vor ihnen Genannten folgen.

Die Wahlvorschläge sind ungültig, wenn sie verspätet eingereicht werden, oder wenn sie nicht mit den erforderlichen Unterschriften versehen, oder wenn die Bewerber nicht in erkennbarer Reihenfolge aufgeführt sind, es sei denn, daß die Mängel rechtzeitig beseitigt werden.

Die Stimmabgabe ist an die Wahlvorschläge gebunden. Sind auf gültigen Wahlvorschlägen nur soviel wählbare Bewerber genannt als Vertreter zu wählen sind, so gelten sie als gewählt. Sind weniger Bewerber vorgeschlagen, so gelten diese ebenfalls als gewählt.

Als Wählerliste gelten die gegenwärtigen Arbeitgeber- und Mitgliederzeichnisse der beiden gemeinsamen Ortskrankenkassen Lichtenberg und Vohagen-Rummelsburg und die bei dem Versicherungsamt neu aufzustellende Liste der neu in die Krankenkasse einbezogener Personen. Diese Listen können während der üblichen Geschäftsstunden bei den Krankenkassen bezw. im Versicherungsamt hier eingesehen werden. Etwaige Einsprüche gegen die Richtigkeit dieser Listen sind bei Vermeidung des Ausschlusses spätestens zwei Wochen vor dem Wahltag unter Vorlegung von Beweismitteln bei dem Versicherungsamt hier einzulegen.

Die Wähler haben sich über ihre Wahlberechtigung durch eine Bescheinigung auszuweisen, welche denjenigen Wahlberechtigten, die bereits den gemeinsamen Ortskrankenkassen Lichtenberg und Vohagen-Rummelsburg angehören, durch die bisherigen Kassenvorstände übermittelt werden wird, während sie für diejenigen, auf die sich der Versicherungszwang bezog, die Beteiligung erst nach dem 1. Januar 1914 erstreckt, auf Grund der Eintragung in die Wählerliste vom unterzeichneten Versicherungsamt zur Ausstellung gelangt. Auf den Bescheinigungen für die Arbeitgeber wird die Zahl der Stimmen, welche sie bei der Wahl führen, vermerkt werden.

Der Wahlabschluß ist bezeugt, die Wahl- und Stimmabrechnung jedes Wählers bei der Wahlhandlung zu prüfen. Ist der Wähler nicht im Besitze einer Bescheinigung, so wird er nur zur Wahl zugelassen, wenn er in einer überzeugenden Weise seine Wahlberechtigung nachzuweisen vermag.

Das Wahlrecht wird in Person durch Abgabe eines Stimmzettels ausgeübt.

Jeder Wähler erhält für jede von ihm abzugebende Stimme einen Umschlag, der mit dem Stempel des Versicherungsamtes versehen ist und im Wahlraum zur Verteilung bereit gehalten wird. Jeder Wähler tritt sodann an einen abgeordneten Tisch, wo er seinen Stimmzettel undebachtet in den Umschlag legt und diesen Umschlag unter Auswählung seiner Bescheinigung dem bestimmten Mitgliede des Wahlausschusses übergibt. Dieser wirft den Umschlag in die Wahlurne. Arbeitgeber mit mehrfacher Stimmzahl haben soviel Stimmzettel in je einem besonderen Umschlag abzugeben, als sie Stimmen haben und abgeben wollen.

Wähler, die durch körperliche Gebrechen behindert sind, ihren Stimmzettel eigenhändig in den Umschlag zu legen und dem betreffenden Mitgliede des Wahlausschusses zu übergeben, dürfen sich dabei einer Vertrauensperson bedienen.

Die Stimmzettel dürfen nur die Ordnungsnummer des Wahlvorschlags enthalten und sollen von weißer Farbe sein. Stimmzettel, die von dieser Bestimmung abweichen, sind ungültig, wenn das Abweichen die Absicht einer Kennzeichnung wahrscheinlich macht. Stimmzettel, deren Umschlag ein Vermerk haben, welches gleichfalls die Absicht einer Kennzeichnung wahrscheinlich macht oder die unterjährlieben sind, sind ebenfalls ungültig. Dasselbe gilt von Stimmzetteln, die sich in einem nicht mit dem Stempel des Versicherungsamtes versehenen Umschlag befinden. Ungültig ist ferner der Inhalt eines Stimmzettels, soweit er zweifelhaft ist. Befinden sich in einem Umschlag, der nur für einen Stimmzettel bestimmt ist, mehrere Stimmzettel, so werden sie, wenn sie vollständig übereinstimmen, nur einfach gezählt, andernfalls als ungültig angesehen.

Die Wahl wird zu der festgesetzten Zeit geschlossen; nur die am Schluß der Wahlhandlung anwesenden Wähler dürfen dann noch von ihrem Wahlrecht Gebrauch machen.

Berlin-Lichtenberg, den 15. November 1913.
Das Versicherungsamt.
Ziethen.

Bekanntmachung.

Im Anschluß an die obige Bekanntmachung bringen wir folgendes zur öffentlichen Kenntnis:

Nur den bei den Ortskrankenkassen Lichtenberg und Vohagen-Rummelsburg gegenwärtig versicherten Arbeitnehmern und beteiligten Arbeitgebern sind ferner die zum 1. Januar 1914 durch die Reichsversicherungsordnung neu in die Krankenkasse eingezogenen Arbeitnehmer und Arbeitgeber, insbesondere Hausgewerbetreibende, Dienstboten, Lehrlinge, ohne Entgelt angestellte in gehobener Stellung (Betriebsbeamte, Verwalter usw.) mit einem Jahreseinkommen von 2000—2500 Mk., ferner

3. Die bezüglichen Arbeitgeber, bei den Ausschuhwahlen für die neu zu errichtende Allgemeine Ortskrankenkasse Berlin-Lichtenberg, soweit Wahlhinderungsgründe nicht in Frage kommen, wahlberechtigt und wählbar.

Diese neuen Wahlberechtigten werden hiermit aufgefordert, sich beim hiesigen Versicherungsamt bis spätestens den 15. Dezember dieses Jahres zur Eintragung in die Wählerliste zu melden, woselbst ihnen nach Prüfung ihrer Wahlberechtigung eine Ausweisbescheinigung für die Wahlen ausgestellt und ausgehändigt werden wird.

Berlin-Lichtenberg, den 15. November 1913.
Das Versicherungsamt.
Ziethen.

Bekanntmachung.

Die von den städtischen Behörden hier beschlossenen Satzungen nebst Wahlordnung für die zum 1. Januar 1914 zu errichtende neue allgemeine Ortskrankenkasse für den Stadtbezirk Berlin-Lichtenberg hat die Genehmigung des Königlich-Oberversicherungsamtes Groß-Berlin erhalten, was mit dem Bemerken zur öffentlichen Kenntnis gebracht wird, daß Druckexemplare der neuen Satzung nebst Wahlordnung in nächster Zeit den beteiligten Arbeitgebern und Arbeitnehmern ausgehändigt werden.

Berlin-Lichtenberg, den 15. November 1913.
Das Versicherungsamt.
Ziethen.